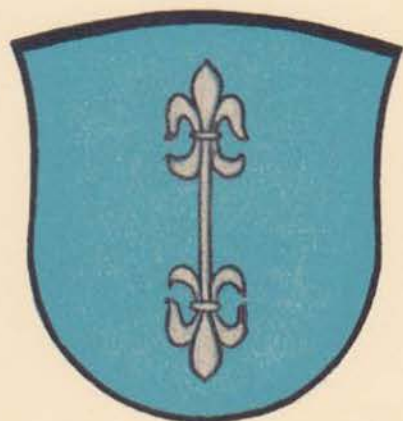


NEUJAHRSBLETT  
VON DIETIKON  
1954



Neujahrsblatt von Dietikon 1954

---

7. JAHRGANG

**Beiträge  
zur Dietikoner Dorfchronik**

**Erlebtes und Erlauschtes**

*Ein alter Dietikoner kramt seine Jugenderinnerungen aus*

**Von JAKOB GRAU**

**Herausgegeben von der  
Kommission für Heimatkunde Dietikon**

---

BUCHDRUCKEREI OSCAR HUMMEL DIETIKON

## Wie es dazu gekommen ist

Mein Heimat- und Geburtsort ist Dietikon. Das Geschlecht der Grauw wird hier schon im 16. Jahrhundert erwähnt. Zur Zeit der Reformation war u. a. ein Hanns Jacob Grauw dem Kloster Wettingen zehntenpflichtig. Vielleicht war das der Stammvater des Geschlechtes der Grau, das sich im Verlaufe der Jahrhunderte in mehrere Linien verzweigt hat, von denen jede zur besseren Unterscheidung ihren auch in den Grundbüchern eingetragenen Zunamen erhalten hat, wie das bei anderen alten Dietikoner Geschlechtern ebenfalls der Fall war.

Geboren wurde ich am 21. Februar 1883 als Sohn des Jakob Grau, Fischer, und der Marie, geborene Bachmann, Vogts. Meine Wiege stand in einem alten Bauernhause in der unteren Vorstadt. Vor dem Hause am Reppischbach rauschte eine mächtige Linde, und darunter knarrte ein alter Ziehbrunnen. Linde und Brunnen mußten der Reppischkorrektur und der Straßenverbreiterung am Ende der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts weichen.

In Dietikon habe ich die Schulen von der Elementar- bis zur Sekundarschule durchlaufen; auch meine Lehre als Schriftsetzer hatte ich in der im Jahre 1897 von J. Kopp-Tanner in Dietikon errichteten Buchdruckereifiliale absolviert. Als Lehrling mußte ich den im Hauptgeschäft in Altstetten erscheinenden «Anzeiger für das Limmattal» vertragen, wodurch ich sozusagen in alle Behausungen des Dorfes kam und so nicht nur die Leute, sondern auch das Dorf von zuunterst bis zuoberst und bis in alle Winkel hinein kennen lernte. Das war in den Jahren 1897 bis 1901. Ich lernte und vernahm aber noch mehr; denn in der kleinen Buchdruckerei hinter dem «Zentral» liefen nicht nur politische, sondern auch noch mancherlei andere Fäden zusammen, und weil man dem Lehrjungen beim Ausspinnen dieser Fäden oftmals

zu wenig Beachtung schenkte, erhielt er auch interessante Einblicke in das Getriebe der damaligen Dorfpolitik, in die er sich später ebenfalls stürzte . . . Doch das ist längst vorbei.

Nur ungern bin ich im Jahre 1923 von Dietikon nach Zürich gezogen. Aber nachdem ich vom Zeitungsetzer zum Zeitungsschreiber aus Beruf avanciert war, wurde bei der unregelmäßigen Arbeitszeit mit Früh- und Spätdienst das Hin- und Herpendeln mit der Eisenbahn immer umständlicher. Bürger von Dietikon bin ich trotzdem geblieben — und mein Interesse an der Entwicklung der Gemeinde blieb unvermindert wach. Das brachte es auch mit sich, daß ich in neuerer Zeit begann, alte dörfliche Erinnerungen niederzuschreiben und sie im «Limmattaler» zu veröffentlichen, von denen mir gesagt wurde, daß sie gerne gelesen würden.

Um so lieber habe ich der Einladung der Kommission für Heimatkunde Dietikon Folge geleistet, eine Auswahl meiner im «Limmattaler» veröffentlichten Erinnerungen für das Neujahrsblatt 1954 zusammenzustellen, um sie so der Nachwelt zu überliefern. Die folgenden Abrisse wollen vornehmlich bemerkenswerte, auf etwa sechs Jahrzehnte zurückreichende Perioden in der Entwicklung der Gemeinde festhalten, aber auch auf das wirtschaftliche und kulturelle Leben hinweisen in einer Zeit, da die Dorfbewohner noch enger als heute miteinander verbunden waren und den Gang der Dinge gelegentlich auch von der gemütlichen Seite nahmen. Beim Lesen der einzelnen Abschnitte, die beileibe keinen Anspruch auf Vollkommenheit erheben, wird wohl bei den Angehörigen der älteren Jahrgänge selber die Erinnerung an längst Vergangenes aufsteigen und zu Vergleichen zwischen einst und jetzt anregen, und die Jungen mögen daraus entnehmen, wie es Anno dazumal war. Auf jeden Fall freut es mich, durch das vorliegende Neujahrsblatt einen, wenn auch bescheidenen Beitrag zur Dietikoner Dorfchronik leisten zu dürfen.

*Jakob Grau.*

## Limmat und Reppisch werden korrigiert

Wenn man von Oetwil her kommend die rechtsufrige Limmattalstraße aufwärts wandert, muß man von Zeit zu Zeit die Schritte anhalten, um in Muße einen Blick zu werfen auf das breite Tal, in dem linksseitig das Dorf Dietikon sich bis gegen den Hohnert hinaufzieht, in dem zwei Kirchtürme und die Hochbauten der ehemaligen Brauerei und des «Bären» dominieren und der alte Gasthof zur «Krone» breit und behäbig seine Umgebung behütet. Weiter talaufwärts schmiegt sich das Quartier der Station Urdorf an die Berglehne, die sich, bewaldet, immer höher hinaufzieht, um vom Uetliberg-Turm gekrönt zu werden. Den Dietikoner Berg hinauf, wo einst die «Rüttere» jedem Dietikoner Bürger ein Fäßchen sauren Wein spendeten, ziehen sich grüne Matten, und zwischen diesen und dem dunklen Wald gucken die Hausgiebel von Kindhausen ins Tal hinunter, derweil in der Gyrhalden ein neues Wohnquartier im Wachsen begriffen ist.

Drunten in der Ebene aber breiten sich fruchtbare Felder, kreuz und quer in Wiesen, Kartoffel- und Kornäcker aufgeteilt, gegen den rechtsseitigen Talgrund durchzogen vom ruhigen Lauf der Limmat, deren Wasser seit dem Bau des Wettinger Werkes noch träger geworden sind. Geradezu imponierend ist dieses schnurgerade und stolze Dahinfließen des Gewässers, das dem Tal seinen Namen gegeben hat. Aber bei näherem Zusehen wird jedermann gewahr, daß es vor Zeiten anders gewesen ist, daß Menschengest und Menschenhand der Natur korrigierend in den Arm gefallen sind.

Gerade in dieser Gegend, zwischen Dietikon und Oetwil, bildete der Lauf der Limmat vor Zeiten ein wüstes Chaos, das Land verwüstend und versumpfend. In regellosem Hin und Her suchte das Wasser seinen Weg, bei Hochwasser breite Landstriche überflutend und verheerend. Wer genauer hinsieht, kann heute noch die alte Wasserrinne verfolgen. Gerade unterhalb dem heutigen Wehr des Elektrizitätswerkes bog das Flußbett rechts ab, der Geroldswilerstraße folgend, um dann beim «Antonisloch» bis zur Reppischmündung wieder stark linksseitig einzubiegen. Von da ging es dann stracks in die Geroldswiler Hüsläcker hinein, bei jedem Hochwasser einen Fetzen mehr wegnehmend, um dann linksseitig den Rank im Werd mit dem heutigen Natur-Reservat zu bilden. Unterhalb dem «Binzerli» gab es nochmals ein Hinüberwechseln auf die rechte Seite, wo aber die Berglehne Halt gebot. Nun erst ging es in mehr oder weniger geradem Lauf dem Oetwiler Fahr und dem «Kessel» zu, im Hoheitsgebiet des Kantons Aargau gelegen.

Nicht viel besser waren übrigens die Verhältnisse oberhalb dem Dorf Dietikon bis zur Engstringer Brücke hinauf. Zwischen dem Schönenwerd und Fährliholz kann man heute noch die Spuren des alten, regellosen Flußlaufes feststellen, und es braucht jeweilen nicht viel, um das breite Tal auf weite Strecken in einen trüben See zu verwandeln. Wahrhaftig, gerade einladend sah es dazumal um Dietikon herum nicht aus. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die Reppisch sich unterhalb der Eisenbahnbrücke eine Rinne schräg tal-

wärts gefressen hatte und nach vielen Krümmungen in der Gegend des Werdes in den Lauf der Limmat mündete, von wo an sie sich zu Zeiten mit vereinten Kräften austobten. Ganz böse war das Hochwasser vom 22. und 23. Juni 1878, als sich ein Wolkenbruch nicht nur über der Seegegend, sondern auch über dem Reppischtal entleerte. Ein Strich mit Datum an der Sagischeune in Dietikon hat der Nachwelt die damalige Höhe des Wasserstandes vermittelt, und von alten Leuten kann man heute noch hören, daß beherzte Männer, zu denen mein Vater als Schiffmann gehörte, mit dem Weidling die «Lerzen» und die «Silbern» hinunter zum Bachmann im «Fahr» fuhren, um ihren Mitbürger samt seiner Familie aus den Kammerfenstern im ersten Stockwerk des im Wasser stehenden Hauses in Sicherheit zu bringen. Das Vieh war rechtzeitig fortgetrieben worden, während die Schweine in die Hochparterrewirtschaftsstube genommen wurden, wo sie aber mit Tischen und Stühlen beinahe unter der Decke schwammen.

Es war daher ein verdienstliches und segensreiches Unternehmen, als der Kanton Anno 1886 die Limmatkorrektur vom Oetwiler Fahr bis zum Schäflibach und zugleich auch jene der Reppisch vom Mühlewuhr in der Grundschen bis zur Mündung in die Limmat in Angriff nahm. Die erstere dauerte volle zehn Jahre, die letztere bis zum Jahre 1890. Wenn auch noch nicht alle Wunden, die die alten Fluß- und Bachläufe aufriß, vernarbt sind, so wurde doch schon wertvolles Kulturland zurückgewonnen.

Die Korrektur wurde damals schon als Notstandsarbeit, zur Beschäftigung von Arbeitslosen, namentlich im Winter, durchgeführt. Auch Kleinbauern und deren Söhne arbeiteten den Winter über «am Staat», wie man kurz zu sagen pflegte. Die Arbeit war eine durchaus manuelle. Es gab damals weder Löffelbagger noch Autos, und wenn Pfähle eingerammt werden mußten, dann zogen acht bis zehn Mann auf Kommando am Seil des «Bätz». «Auf und eins, zwei, drei . . .» bis zur Ruhepause, die mit «Hochauf!» angekündigt wurde. Ganze Kolonnen führten den Aushub mittels Karetten auf einer Ladenbahn, oft hundert und mehr Meter weit zum Ablagerungsplatz, und es war ein imposantes Schauspiel, wie auf Kommando abgefahren und wieder anmarschiert wurde. Der Wagner hatte zu jener Zeit viel zu tun mit der Herstellung von Karetten, Schaufel- und Pickelstielen, und der Schmied mit dem Spitzen von Pickeln und dem Reparieren anderer Werkzeuge. Es wurden aber auch Rollbahnen angelegt zum Heranführen von Kalksteinen, die mit der Bahn von Lägern-Steinbrüchen kamen und mittelst Pferdefuhrwerken so nahe an die Baustelle herangebracht wurden, als es das Gelände und die schlechten Wege zuließen. Und am Sonntag fanden wir Buben unser größtes Vergnügen darin, die Rollwagen aufs Geleise zu stellen und Fahrten zu unternehmen, wobei es nicht immer ohne Beulen, blaue «Mosen» und zerrissene Hosen abging.

Die Arbeitszeit dauerte den Winter über vom Tagwerden bis zum Nachtwerden mit Znüni-, Mittag- und Zabigpausen. Mit dem Znünikratten oder mit dem -Säckli zogen die Arbeiter in der Morgenfrühe aus, um den oft weiten Weg zur Arbeitsstelle zurückzulegen. Es gab

damals recht kalte und schneereiche Winter — und die Bärte und Schnäuze der Arbeiter gefroren vom «Duft» zu Eiszapfen; manchmal ging zu Hause fast der Stiefelknecht in Brüche, so viel Mühe brauchte es, am Abend die gefrorenen Stiefel von den Füßen zu zerren. Auf den Baustellen gab es keine Unterkunftsbaracken. Zur Essenszeit wurde ein Feuer angemacht, auf umgestürzte Karetten Laden gelegt und die Leute saßen so im Kreise um das Feuer, stellten die «Mostguttere»



*Limmatlandschaft vor hundert Jahren*

zum Erwärmen in seine Nähe und schmorten an einer gespitzten Rute Wurstwaren oder ein Stücklein Fleisch über dem Feuer. Zersprang eine Mostflasche und lief die Tranksame aus, dann wurde das Malheur mit derben Sprüchen kommentiert, dem vom Mißgeschick Verfolgten aber sofort Ersatz aus den eigenen Flaschen angeboten. Daß so, vorn am Feuer warm, im Rücken aber den eisigen Wind, viele Erkältungen vorkamen, ist nicht verwunderlich, und die Arbeiter waren auch froh, wenn die Möglichkeit bestand, ihnen warmes Essen zu bringen, welches Amt des «z'Mittagträge» den Kindern zufiel.

Der Taglohn bewegte sich um Fr. 3.30 bis Fr. 3.50 herum, wobei Spezialarbeiter, wie Zimmerleute, Schiffmänner usw., etwas mehr erhielten. Zahntag wurde alle vierzehn Tage gemacht, manchmal in der einen oder andern Wirtschaft im Dorfe, und es ist klar, daß bei den damaligen Trinksitten bei dieser Gelegenheit noch etliche hinter die Binde gegossen wurden, wobei die Wirtsleute ihre guten Geschäfte machten. Zum Glück ist seither manches anders geworden.

Die Limmatkorrektur unterstand Kantonsingenieur Keller, einem kleinen Mann mit gepflegtem Bart; ihm stand zur Seite der junge, energische Ingenieur Pfister, der mit seinem starken Schnauz imponierte, dessen Beine in Rohrstiefeln steckten, und der zum Rechten sah. Er hat sich als Autodidakt zu einer geachteten Stellung beim Kanton heraufgearbeitet. Diese Männer waren bei den Arbeitern angesehen. Wurde in einer

Wirtschaft Zahntag gemacht, so war meistens auch Ingenieur Keller da, und die Arbeiter konnten ihm Klagen und Wünsche vortragen. Es gab schon damals Vorarbeiter, die sich durch ihr Verhalten nach unten oben beliebt machen wollten. Berechtigte Klagen fanden aber immer Gehör.

Bei all der mühseligen Arbeit gab es doch auch wieder frohe Stunden. Wurde ein Tümpel oder Wasserarm eingedeckt und fanden einige Hechte keinen Ausgang mehr, dann wurde zu Mittag eine im Gebüsch versteckte alte Pfanne hervorgeholt, gut mit einer Speckschwarte ausgerieben, und es waren Fachleute genug da, die Fische am Feuer recht knusperig zu schmoren verstanden. Und kam mit dem Frühling das Holz in Saft, dann konnten die Leute auch gut gelaunt werden. Nach Einnahme des einfachen Mittagmahles wurden von Weiden mächtige Pfeifen gedreht und Waldhörner geschnitzt, um das schönste Konzert zu veranstalten, bis der Vorarbeiter zum Wiederbeginn der Arbeit pffif. Die Erben dieser Musikinstrumente waren dann wir Buben als z'Mittagträger.

Die Brücke über die Limmat wurde erst nach Vollendung der Korrektur in den Jahren 1897 und 1898 gebaut und daran anschließend die Zufahrtsstraßen von Dietikon her und nach Geroldswil und Weinigen erstellt. Während des Baues der Brücke gab es ein starkes Hochwasser, das die Gerüstung und den Laufsteg wegriß. Ein roter Strich am rechtsseitigen Brückenkopf läßt heute noch den damaligen Wasserstand erkennen. Lediglich über den Fabrikkanal führte eine schwache Holzbrücke, während der Fährlwiuder-Frei, ein großer, hagerer Mann, die Fähre über die Limmat bediente. Eine zweite Fähre gab es noch beim Beni-Jokeb, gradaus von Kohlers Bahnübergang in Dietikon, und eine dritte drunten beim Oetwiler Fahr, wie ja dieser Name selber andeutet. Mit der Fertigstellung der Brücke wurden diese Fähren überflüssig und gingen ein, womit ein Stück Romantik versank. Lediglich die Oetwiler Fähre wurde noch eine Zeitlang freiwillig für das Übersetzen von Ausflüglern weiter betrieben. Vordem aber mußten Fuhrwerke die Brücken von Engstringen oder Wettingen benützen.

Eine andere Etappe bildete die Korrektur und der Durchstich der Limmat vom Schäflibach aufwärts bis zur Engstringer Brücke, wodurch ebenfalls viel Sumpfland trockengelegt wurde. Unsummen von Geld und Arbeit stecken in diesem Kulturwerk, das ideelle und reale Werte schuf, uns volkswirtschaftlichen und gesundheitlichen Nutzen brachte, woran auch hier sehr wohl erinnert werden darf, nicht zuletzt auch, um der jüngeren Generation zu zeigen, daß auch die Alten schon aufbauend tätig waren. Den Buben allerdings ist das Werd für ihre sonntäglichen Abenteuer verschlossen, seit es Vogelschutz-Reservat geworden ist. Aber auch über dieses Kulturwerk, das der Erhaltung eines Stückes unverfälschter Natur dient, kann man sich nur freuen.

Neben der Limmatkorrektur einher ging die *K o r r e k t i o n d e r R e p p i s c h*, die zur Hauptsache in der Vertiefung des Bachbettes bestand, in dem das Wasser fast zu ebener Erde dahinfloß und auch schon beim geringsten Hochwasser über die Ufer trat. Nur die Alten mögen sich noch entsinnen, daß damals der Bach seinen Lauf der



heutigen unteren Vorstadtstraße entlang und um das Haus im Geißschachen herum genommen hatte, wo er übrigens tiefe Löcher ausgefressen hatte. Die Reppischkorrektion brachte dann den Durchstich etwa von der unteren Reppischbrücke an bis zur Eisenbahnbrücke und von dort an in gerader Flucht bis zum Auslauf des Fabrikkanals in die Limmat, der vom Antonisloch an wegen dem Limmatdurchstich auch hatte verlängert werden müssen.

Im Verlaufe der Reppischkorrektion wurde die alte, hölzerne und gedeckte Brücke im Zuge der Badenerstraße abgebrochen und durch eine eiserne Brücke ersetzt, die seither bekanntlich wieder eine Erneuerung und Verbreiterung erfuhr; zugleich wurden damals die obere und die untere Reppischbrücke erstellt, dazu drei Fußgängerstege, bei der Bühlgasse, bei der Neumatt und unterhalb der Eisenbahnbrücke.

Die Reppischkorrektion hat verhindert, daß der Bach seither jemals wieder über die Ufer trat, während vordem bei jedem Hochwasser an verschiedenen Stellen mit großen Tannen gewuhret werden mußte. Das Geschaffene nimmt man heute als selbstverständlich hin; zur damaligen Zeit aber waren die Limmat- und die Reppischkorrektion eine große Kulturtat, die heute noch gewürdigt zu werden verdient.

## Von Dietikons Sturm- und Drangperiode 1895 - 1905

Vor Jahren ist vom Verkehrs- und Verschönerungsverein Dietikon eine Schrift, «Dietikon in Wort und Bild», herausgegeben worden, und auch seitherige Druckerzeugnisse enthalten wertvolle Angaben aus der Entwicklungsgeschichte der Gemeinde Dietikon, wenn auch da und dort kleinere Irrtümer unterlaufen sein mögen, vor denen kein Geschichtsschreiber gefeit ist. In allen diesen Abhandlungen ist aber ein Zeitabschnitt aus der Dietikoner Dorfchronik viel zu wenig oder gar nicht berücksichtigt, sei es, daß er geflissentlich übergangen wurde, sei es, daß er den Autoren nicht aus eigenem Erleben im Gedächtnis haften geblieben ist. Und doch handelt es sich um einen für die Entwicklung der Gemeinde ungemein bedeutungsvollen und einprägsamen Zeitabschnitt, um eine eigentliche Sturm- und Drangperiode, wie sie Dietikon weder vorher noch nachher zu verzeichnen hat. Es ist das Jahrzehnt etwa von 1895 bis 1905.

### Wie es damals aussah

Die Bevölkerung Dietikons ist von 1850 bis 1888 nur von 1291 auf 1919 Seelen angestiegen. Innert 38 Jahren also um deren 628. Von 1888 bis 1910 stieg aber die Bevölkerungszahl von 1919 auf 4507, also innert 22 Jahren um 2588 Seelen. Der Assekuranzwert der Gebäulichkeiten betrug im Jahre 1880 rund 1,6 Millionen, 1890 rund 3,1 Millionen, 1895 rund 3,9 Millionen, 1905 aber rund 7,7 Millionen Franken. Aus diesen Zahlen allein schon geht hervor, daß an der rapiden Entwicklung außerordentliche Umstände mitgewirkt haben.

Es ist schwer, sich heute einen Begriff von der damaligen Ausdehnung des Dorfes zu machen. Man muß sich vorstellen, daß an der Zürcherstraße vom «Leue» weg alles Baumgärten waren bis zu Bälligers Ziegelhütte, von jener Liegenschaft weg aber kein Haus mehr stand bis zum Schaufelberger und noch weiter bis zum Schäfli-Meier. Auf dem Schönenwerd-Hoger befand sich Bergers Schreinerei und die nach der Gegend benannte Wirtschaft, an der Straße nach Urdorf lediglich die Wirtschaft zum «Heerweg», von der übrigens erzählt wurde, die Urdorfer hätten sie einmal des nachts aus ihrer Gemeinde hinausgemarchet, weil ein früherer Besitzer mit ihnen immer Händel gehabt habe. Wahrscheinlich handelt es sich dabei nur um eine Foppeerei, die früher noch mehr als heute im Schwunge war.

Im Entenbad, hart an der Zürcherstraße, neben der jetzigen Schöneggstraße, die ein Flurweg war, befand sich der Schießplatz, und es wurde an das Bord hinauf, wo sich jetzt die Korksteinwerke befinden, geschossen. Die Wiese war durch einen Graben von der Straße getrennt. Mit einem Gump in die Wiese holten sich die Buben Hülsen, und mit einem Gump über den Graben brachten sie sich in Sicherheit, wenn der Gerihans, ein alter Hülsenaufleser, mit dem Stecken auf sie einhauen wollte. Als die Jungfern Peter später die «Sommerau» bauten, wurde

die Kegelbahn als Schießstand eingerichtet, was ein Fortschritt war. Aber man soll sich heute unterstehen wollen, von dort aus Schießübungen abzuhalten!

An der Bremgartnerstraße hörte das Dorf beim Wagner Lips und beim Muntwyler Jokebli, dem damaligen Gemeindeschreiber, auf. Weiter oben stand nur noch das Bauernhaus vom Freie Sepp, mit einer alten Ziegelhütte gegenüber, und dann das kleine Häuschen der Windegger Zusann, die jahrelang die Funktion einer Leichenbitterin ausübte. Die Jungfern Peter haben dann das Chalet gebaut, wo später die Kaffeerösterei Rau installiert worden ist, und dahinter eine große Hühnerfarm eingerichtet; aber im Dorf sprach man von einer abgelegenen Gegend, in der sich Füchse und Hasen Gutenacht sagen. Gegen den Tempelirain hinauf schloß Ronis Haus mit seiner hohen steinernen Stiege das Dorf ab. Gleich dahinter gedieh die Weinrebe, die den besten Dietikoner lieferte. Dem Bach entlang stieß der wohl älteste Dorfteil gegen die Grundschen vor.

Und dann gegen den Basi! Wie ein riesiger Markstein stand am Ende des Dorfes die alte Mühle mit der großen Scheune. Von oben fiel das Wasser auf das knatternde Mühlrad, neben dem unter der hölzernen Kanalrinne hindurch ein Fußweg den Hätschen hinauf gegen die Gyrhalde führte. Wie oft haben wir als Buben dem sich langsam drehenden Mühlrad zugeschaut und uns darob naß tropfen lassen, dieweil drinnen in der Mühle das monotone «Gib abe! Gib abe!» klapperte. Am Sträßchen nach dem Basi befand sich die «Dünkelgrube», ein Wassertümpel, in dem die hölzernen Brunnenleitungsrohre naß gehalten und vor dem Zerreißen bewahrt wurden. Uns hat es übrigens mächtig imponiert, zu sehen, wie der Drechsler Benz mit einem langen Bohrer Löcher durch Föhrenstämme bohrte. Mit der Einführung der Wasserversorgung fiel diese Spezies dahin.

In der jetzigen «Heimat» wohnte damals der Rotfarb-Chemiker Dr. Fischli; oberhalb dieses Hauses öffnete sich freies Feld, nur draußen im Steinmürli — übrigens an der alten Römerstraße, die bis zum Gigenpeter hinaus zu verfolgen ist — befand sich noch ein freistehendes Bauernhaus, in dem das Peier Vreni das Regiment über eine Schar Kinder führte. Auch an der Badenerstraße schien das Heimwesen vom Feld-Ruedi schon recht abgelegen, und drunten an der Vorstadt hörte die Straße beim Haus des Weibels Daubenmeier überhaupt auf. Dort stand eine mächtige Linde mit einem Ziehbrunnen darunter, und ein Fußweg führte dem alten Bachbett entlang zur Oetwilerstraße und zu den äußersten Häusern im Geißschachen, vor denen am früheren Bachbord alte, hohe Pappeln ihre Wipfel im Winde wiegten.

Wie abgelegen da der Sing in der «Silbern» hauste, oder gar der Bachmann im «Fahr», kann man sich leicht vorstellen. Kam man dort hinunter, dann zog an der ersten Liegenschaft ein großes Wasserrad die Blicke auf sich. Es hatte eine Maschine für die Fabrikation von geleimter Watte zu treiben, die damals die Frauen für ihre Watte-Unterröcke benötigten. Hatten diese ihren Dienst getan, dann konnte die Watte immer noch zum Verstopfen der Vorfensteritzen benutzt

werden, oder es gab daraus noch eine Unterlage für ein Kleines, das man im Deichselwägelchen mit sich aufs Feld zog. Stromlinien-Kinderwagen mit Pneus gab es eben damals noch nicht. Aber mit dem Wasserrad war es so eine Sache; es drehte sich nur, wenn der von Spreitenbach herkommende Bach zu Regenzeiten genug Wasser führte.

Wie es damals im Gebiete der heutigen Altbergstraße aussah, ist schwer zu sagen. Eine solche gab es eben noch nicht. Dem Lotterbach und Birnbäumen entlang führte ein schmaler Fußweg, ebenso von der Station bis zur Neumatt. Daran gab es zwei einzige Häuser, ein kleines zum «Spatz» und dasjenige, in dem der Abegg hauste. Limmatseits der Bahnlinie standen die Weberei und zwei Kosthäuser allein auf weiter Flur. Gegenüber der Station befanden sich außer der Kohlerschen Putzfädenwäscherei nur die zwei kleinen Gütchen vom Häder-Heiri und Beni-Jokeb.

Damit mag die damalige Ausdehnung des Dorfes mit seinen rund zweitausend Einwohnern skizziert sein, wiewohl noch viele Einzelheiten angeführt werden könnten. Im Dorf selber sah es noch währschaft ländlich-bäuerlich aus. Das Oberdorf hinauf und die Vorstadt hinunter, «dur d'Säugaß hindere», und selbst der Badenerstraße entlang drängten sich die Miststöcke, mehr oder weniger gut gepflegt, bis an den Wegrand und verbreiteten den Duft von Landwirtschaft und Viehzucht, der Hauptbeschäftigung der Bevölkerung jener Zeit, sofern sie nicht den Verdienst in der Weberei, in der Rotfarb oder in der «Sidewindi» suchte. Einige wenige arbeiteten auch schon in der Neumühle oder in der Nordostbahn-Werkstätte in Zürich, aber ihretwegen waren noch keine Arbeiterzüge nötig.

#### Das Dorf gerät in Aufruhr

Diese eigentlich gemütliche dörfliche Idylle wurde um die Mitte des letzten Jahrzehnts vom vorigen Jahrhundert arg zerstört. Es begann ein Summen und ein Hin und Her, als ob man in ein Wespennest gestochen hätte. Dieweil wurde bekannt, daß die Nordostbahn beabsichtige, ihre Reparatur-Werkstätten von Zürich nach Dietikon zu verlegen. Tatsächlich sicherte sie sich auch Land, das sich von der Station weg breiter werdend der Bahn entlang bis gegen das jetzige Flugfeld hinzog.

Sofort setzte eine mächtige Spekulation mit Grund und Boden ein. Es ist fast unglaublich, was da von fremden Herren rund ums Dorf zusammengekauft wurde. Zu Fuß, hoch zu Roß, in Landauern oder auch im «Charabänkli» durchstreiften sie die Felder, um aufzustöbern, wo noch ein Schick zu machen wäre. Und es wurden Preise angeboten, die sich die bäuerlichen Grundeigentümer nie hätten träumen lassen. Von einer Art Goldfieber wurden Käufer und Verkäufer ergriffen. Von den letzteren kamen allerdings jene am besten weg, die sich beim Handel eine saftige Anzahlung leisten ließen.

In der Sekundarschule war damals Feldmessen noch obligatorisches Lehrfach. Sekundarlehrer Landert und seine Schüler haben sich in dieser Kunst reichlich praktisch betätigen können. Nachmittags nach

der Schule oder an freien Nachmittagen ist er mit einer Anzahl Knaben ausgezogen, bewehrt mit Meßlatten, Jalons, Winkeltrommel und Senkblei, da- und dorthin, um wieder einem Stück Land das Maß zu nehmen. Gewöhnlich war der Besitzer schon dort, um nach vergrastem Marchen zu suchen. Dann begann ein Abstecken und Einvisieren, ein Messen und Notieren von Zahlen, woraus der Flächeninhalt errechnet wurde. Der halbe Gemeindebann wurde damals so vermessen. Und zu Hause rechneten dann die Bauern, um bei der Preisforderung nicht zu kurz zu kommen. Es war eine aufregende Zeit . . .

Eines Tages kam die Kunde ins Dorf, daß die Verlegung der Werkstätten nach Dietikon beschlossene Sache sei. Das gab beinahe Aufruhr im Überschwang der nun heranbrechenden goldenen Zeit. An der «Krone» und an andern Häusern wurden Flaggen herausgehängt. Einige nahmen den Pulversack, schleppten das Kanönchen aus dem Spritzenhaus hinauf auf die Anhöhe ob der Kiesgrube, wo jetzt die reformierte Kirche steht. In aller Eile mußte der Dreher Benz Holzzapfen dreheln, eine ganze Zeine voll. Ein Glas Pulver ins Rohr und mit dem Schlegel ein Zapfen ins Loch. Pulver und Lunte aufs Zündloch und — Pumps! Schuß um Schuß knallte, ärger als beim Übergang der Franzosen über die Limmat. Zu Spänen wurden die Holzzapfen zersplittert; war aber ein Ast darin, dann flog er bis in den großen Hühnerhof hinter der «Sommerau», und das Federvieh stob nach allen Seiten auseinander. Am Abend ging es dann in der «Krone», im «Leuen» und in der «Linde», aber auch beim «Presidant» hoch her, und das, was nun kommen werde, wurde in alle Details zerlegt und zerkleinert. Ungeheuer waren die Perspektiven wirtschaftlichen Aufschwungs, die sich eröffneten. Der Himmel hing voller Baßgeigen.

#### Eine neue Zeit bricht an

Und dieser Aufschwung stellte sich auch alsbald ein. Es ist unglaublich, was an Handwerkern und Gewerbebetrieben ins Dorf kam. Da regnete es nur noch Anzeigen und Empfehlungen von Schreiner- und Zimmermeistern, Malern und Tapezieren, Gipsern und Stukkateuren, Schlossern und Mechanikern. Die alte Sagischeune wurde zum reinsten Werkhof; war irgendwo ein leerstehender Schopf, eine Remise oder sonst etwas mit einem Dach darüber, dann hing bald auch eine Firmatafel daran und irgend ein neuer Betrieb war installiert. Auch neue Verkaufsläden taten sich auf, und die Dietikoner Krämer und Handwerksleute mußten sich mit Verbesserungen und Vergrößerungen beeilen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Eine rege Bautätigkeit setzte ein. Manche alte Hütte im Dorf wurde modernisiert, mehr oder weniger trättable Wohnungen darin eingerichtet. Die Häuser an der Schöneeggstraße, im Sonnenhof, im Talegg, in der Au usw. entstanden. Zum Teil sind es Bauten, die den Stempel der Spekulation an sich tragen, die sich schlecht in das Dorfbild einordnen, die, mit einem Wort, das Kommen einer neuen Zeit ankündeten. Die Behörden hatten alle Mühe, sich der Situation gewachsen zu zeigen. Eiligst mußte wenigstens über einen Dorfteil das städtische Baugesetz

im beschränkten Umfang zur Anwendung gelangen und das Quartierplanverfahren eingeleitet werden, um die Bauspekulation nicht überborden zu lassen. Natürlich entstanden, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, auch neue Wirtschaften, und wie ein Symbol wuchs in jener Zeit auf dem Brandplatz des alten Armenhauses der Gasthof zum «Zentral» aus dem Boden, weit in die Höhe, und von dessen Zinne schmetterte die Dorfmusik in der Sylvesternacht und zu Ostern Psalmen und Choräle über das zu einem ganz neuen Leben erwachte Dietikon.

Dieses neue Leben wurde noch auf andere Weise befruchtet. Damit ihm nicht etwa ein anderer ins Gäu komme, hatte auch der Herausgeber des «Anzeiger für das Limmattal» in Altstetten eine Buchdruckereifiliale in Dietikon etabliert, die als solche hinter dem «Zentral» ein bescheidenes Dasein fristete, die aber doch gewissermaßen zum geistigen und kulturellen Zentrum des Dorfes wurde, wenn es auch nicht so offen in Erscheinung trat. Beim Geschäftsleiter Schaufelberger liefen von mancher Seite die Fäden zusammen, und von dort ging manches aus, das schließlich feste Gestalt annahm.

In jene Zeit fällt die Gründung des Handwerksmeister- und Gewerbevereins, der dann im Jahre 1899 die gewerbliche Fortbildungsschule ins Leben rief. Diese nahm mit 37 Lehrlingen ihren Betrieb auf, während es vordem in Dietikon nur ganz wenige handwerkliche Lehrlinge gab, woraus hervorgeht, welch enormen Aufschwung Handwerk und Gewerbe genommen hatten. Und um den Meister zu dokumentieren, mußte man wenigstens einen Lehrling haben, wenschon es zu einem Gesellen nicht reichte. Die Glorifizierung des Dietikoner Handwerker- und Gewerbefleißes erfolgte übrigens auch durch einen riesigen Fastnachtsumzug, dem der Initiant im Wams der Zürcher Stadtzunft und auf Dr. Kälins Schimmel stolz wie ein Spanier voranritt. Da konnten die Spreitenbacher mit ihrer Verulkung des Dr. Eisenbart nicht mehr landen . . .

Hatte früher etwa die Mittwochgesellschaft ins politische Gemeindeleben eingegriffen und Wahlvorschläge für die Bestellung der Behörden aufgestellt, so wurde jene jetzt durch die Gründung des Freisinnig-demokratischen Gemeindevereins, dem der Katholische Volksverein folgte, abgelöst. Dadurch wurden auch die Stegreif-Aktionen gewisser Stammtischrunden seltener, für deren Inserate und Flugzettel hinterher gewöhnlich niemand die Kostennötlein berappen wollte, deretwegen es nicht selten auch zu ehelichen Szenen kam, wenn die holde Gattin dahintergeriet, was da der «alte Esel» wieder angestellt hatte. Doch darüber wollen wir nicht indiskret werden, wiewohl manch tragikomisches Histörchen ausgekramt werden könnte.

Die großen Politiker und Wahlstrategen, die da in der kleinen Buchdruckerei ihre Pläne schmiedeten, waren übrigens gar nicht bescheiden, begnügten sich nicht mit der Wälzung simpler Gemeindefragen. Das Dorf hatte zwar seinen Vertreter im Kantonsrat, stellte früher sogar einmal einen Bezirksrichter. Aber man wollte jetzt wieder einen haben und noch einen Bezirksrat dazu. Kandidaten waren bald

gemacht. Die politischen Bezirksparteien wollten zwar nichts von ihnen wissen; aber solche Kleinigkeiten konnten die Dietikoner Strategen nicht davon abhalten, durch frisch-fröhliche Wahlkämpfe das an der Wende stehende Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Und die Druckmaschine spie Flugblätter aus, Hunderte, Tausende, den ganzen Tag und die halbe Nacht. Aber der Erfolg blieb aus. Das Ende vom Lied war lediglich, daß der eine ein schönes Rindli und der andere ein feißes Stierli verkaufen durfte, um die Nichtwahlkosten zu berappen.

Auch im Entenbad wurde gebaut; Kaspar Frei erstellte dort Häuser und hinten am Bord wurden Zementsteinfabriken errichtet. Da mußte der Schießstand weichen. Er wurde ins Fondli verlegt und die neue Anlage durch ein mehrtägiges Ehr- und Freischießen eingeweiht. Das gab Betrieb und Geld ins Dorf und nicht minder in die Kasse des Schießvereins. In Droschken und Landauern wurden die fremden Schützen ins Fondli und wieder ins Dorf zurück geführt, da damals das Auto noch nicht große Mode war. Ein grandioser Festrummel herrschte. Später wollte man das einträgliche Geschäft wiederholen, aber die Zugkraft hatte bereits nachgelassen, wie überhaupt das Dorf aus einem Taumel erwachen sollte.

#### Das Ende der Herrlichkeit

Während man in Dietikon in fieberhafter Geschäftigkeit war, ließen die Reparaturwerkstätten immer noch auf sich warten. Die Nordostbahn wartete zu mit dem Bau, weil die große Bewegung für die Eisenbahn-Verstaatlichung im Gange war. Im Jahre 1898 wurde denn auch das Verstaatlichungsgesetz angenommen und die Nordostbahn ging mit der ersten Gruppe der Privatbahnen an den Bund über. Bald wurde bekannt, daß die nunmehrigen Bundesbahnen die Verlegung der Reparaturwerkstätten einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen gedenken, wodurch die Nervosität in Dietikon wuchs. Erst recht aber war es ein harter Schlag für die Gemeinde, als nach längerer Erdauerung in Bern der Beschluß gefaßt wurde, die Werkstätten lediglich gegen Altstetten hin, nicht aber nach Dietikon zu verlegen. Dadurch wurden Illusionen zerstört und mancher schöne Traum war ausgeträumt. Es war ein schwacher Trost, daß es hieß, das bereits erworbene Areal werde nicht veräußert; darüber, welchen Zwecken es zu dienen habe, könne aber erst später entschieden werden.

Die Gemeinde ging einer schweren Wirtschafts-, vor allem aber Bau- und Liegenschaftenkrise entgegen, die sich um so schärfer auswirkte, als um die Jahrhundertwende eine allgemeine Baukrise, namentlich in Zürich, einsetzte.

«De Gmeindamme» Meier bekam bald viel zu tun; sein Geschäft blühte, während viele andere in den Nidsigends übergingen. Die Spekulanten bekundeten auf einmal recht wenig Interesse an dem gekauften Land, und sie vergaßen das Zinsen und Zahlen. Die Folge waren unzählige Grundpfand-Verwertungen. Man schlage nur die damaligen zwei oder drei Jahrgänge des «Anzeiger für das Limmattal» nach, und man findet im Inseratenteil das Gesagte erhärtet. Am besten kamen

noch die Gläubiger weg, die sich beim Verkauf ihres Landes eine mehr oder weniger hohe Anzahlung geben ließen. Viele verkauften aber auf leere Hand und hatten dann Gläuf und Scherereien, um wieder zu ihren Grundstücken zu kommen. Die Bundesbahnen selber verpachteten das große Areal, auf dem die Werkstätten hätten erstellt werden sollen; und weil es Reflektanten gab, die sich als nebenaus gestellt fühlten, erschien im «Anzeiger für das Limmattal» ein Inserat, in dessen Folge es zu einem häßlichen Ehrverletzungsprozeß zwischen ehrsamem Bürgern kam.

Auf einmal gab es in der Gemeinde leere Wohnungen in Menge. An der Schöneeggstraße, in der Au, im Talegg und andernorts standen ganze Häuser leer oder sie wurden von Leuten besetzt, die nicht gerade glimpflich mit ihnen umgingen. Ein Baumeister Marti erließ einmal im «Anzeiger» ein Inserat, daß seine Wohnungen im Talegg gratis zu haben seien, nur für den Garten müsse man ihm etwas geben. Das sagt doch gewiß genug. Viele der Spekulationsbauten verwahrlosten, kamen auf die Gant und wanderten von einer Hand in die andere. Die Häuserreihe in der Au war von einer Handwerker-Gemeinschaft erstellt worden, und der Zimmermeister, der Maurermeister, der Malermeister, der Gipsermeister usw. hatten dann je ein Haus zu übernehmen. Als die Krise einsetzte, wurden die meisten von ihnen zu Boden gedrückt, und der Gantweibel Daubenmeier gab dann seinen Segen mit seinem monotonen: zum ersten, zum andern und zum — zum dritten Mal!

Die neu installierten Handwerksmeister- und Gewerbetreibenden hatten wenig mehr zu tun und sahen mehr und mehr die erhoffte glänzende Existenz schwinden. Die Gesellen und Arbeiter, die sie eine Zeitlang beschäftigt hatten, mußten einer um den andern das Bündel schnüren, was zur Wohnungs-Entvölkerung beitrug. Für andere war das Konkursamt zuständig, und dann las man in der Zeitung eine Konkursöffnung, die mangels Aktiven gleich wieder geschlossen werde. Es war ein großes wirtschaftliches Sterben. Werkstätten wurden geschlossen, und der Werkhof in der Sagischeune entleerte sich nach und nach wieder. Anerkennend sei gesagt, daß sich einzelne mit aller Kraft über Wasser zu halten suchten und es auch zuwege brachten, über die Krise hinweg zu kommen. Sie gehören heute zum angesehenen Dietikon-Gewerbekörper, sofern sie nicht bereits das Zeitliche haben segnen müssen.

In jene Zeit fiel auch der Bau der Limmattal- und der Bremgartner-Straßenbahn. Der erstere wurde durch die sich ankündigende Prosperität der ganzen Talschaft angeregt und auch durch den Umstand, daß die Bundesbahnen mit der Führung von Lokalzügen zögerten. Die Bremgartner-Bahn entsprang dem Wunsche, das Reußtal auf kürzestem Wege mit Zürich zu verbinden. Kaum schwankten die gelben Wagen der Limmattal-Straßenbahn vom Bahnübergang an der Marienstraße in Zürich nach Dietikon und zurück, setzte auch die Krise ein, und obendrein begannen die Bundesbahnen Vorortszüge zu führen. Da hatte der alte Wirt Häußler zur «Linde», der sich als Tram-Endstations-Vorstand eine Livrée mit roter Mütze angeschafft hatte, nur wenigen



Passagieren die Reverenz zu erweisen, und er hängte den Plunder bald verärgert an den Nagel. Das Teilstück durchs Dorf war denn auch das erste, das der Amputation der Limmattal-Straßenbahn zum Opfer fiel, die schließlich bis nach Schlieren hinauf erfolgte.

#### Es kam aber doch wieder besser

Einige Jahre dauerte diese Krise und Stagnation als Folge einer verrückten Spekulation und eines schönen Traumes, der nicht in Erfüllung ging. Auch am Gemeinwesen ging die Depression nicht spurlos vorüber. Aber als die Gemeindeväter einmal wie die betrübteten Lohgerber über die davongeschwommenen Felle jammerten, tröstete sie einer mit dem Hinweis darauf, daß sie die längste Zeit in Amt und Würden gesessen hätten, wenn die Werkstätten gekommen wären. Denn dann würde aus Dietikon sozusagen über Nacht ein rotes Dorf geworden sein und die Sozialdemokraten hätten die Behörden gewählt. So war wenigstens das Schlimmste, das sich hätte ereignen können, verhütet, und man war's zufrieden . . .

Die Vorortzüge der Bundesbahnen, die Tramzügli, wie man zu sagen pflegte, hatten doch etwas Gutes. Sie trugen dem Zug aufs Land, der Entstädterung, Rechnung. Es begann in der Gemeinde eine regere Nachfrage nach Wohnungen und namentlich nach kleinen Eigenheimen. Dazu kam, daß aus Geißbergers Wagenbau in Schlieren die Schweizerische Wagonsfabrik hervorging und sich mächtig entwickelte, nach und nach Hunderte von Arbeitern beschäftigte, von denen viele auch in Dietikon Wohnsitz suchten. Hier selber nahm die Marmorindustrie «i der Müli obe», für die ein großer Weiher erstellt worden war, einen großen Aufschwung. In der leerstehenden Rotfarb wurden eine Armaturenfabrik und eine Faßfabrik installiert, und die Brauerei Fleisch wurde zur Löwenbräu AG. und stark vergrößert. Das alles und noch einiges anderes dazu brachten einen neuen Aufschwung.

Eine rege Bautätigkeit setzte wieder ein und die in der Spekulationszeit erstellten und dann etwas «heruntergekommenen» Häuser wurden renoviert. Zahlreiche neue Quartiere entstanden: im Entenbad und in der Wolfsmatt, die Bremgartnerstraße hinauf und am Guggenbühlweg, im Tempeli und gegen den Basi hin, in der Blächen und die Ötwilerstraße hinunter, in der Au und im Schächli. Die Neumattstraße wurde gewissermaßen zum Villenviertel. Rings ums Dorf und in seinem Innern wurde gebaut. Von 1900 bis 1905 stieg der Assekuranzwert der Gebäude nur um 700 000 Franken, von 1905 bis 1910 aber von 7,7 Millionen auf 11,8 Millionen Franken. Und die Bevölkerungszahl schnellte von 1900 bis 1910 von 2613 auf 4507 hinauf. Davon waren 1118 Ausländer, während es im Jahre 1888 in Dietikon nur 96 Ausländer gab.

Natürlich brachte das auch der Gemeinde mancherlei Aufgaben. Man denke nur an die Beschaffung von Schullokalen. Eine Zeitlang konnte man sich ja mit Provisorien in Geschäftslokalen, in einem Bet-saal und sonstigen privaten Räumen gedulden; aber die Verhältnisse geboten dringend den Bau eines großen Schulhauses, der im Jahre

1907 begonnen und 1909 vollendet wurde. Auch die Wasserversorgung mußte durch eine Grundwasseranlage erweitert werden, nachdem man das überschüssige Wasser des Laubibrunnens im Bollenhof einige Jahre zuvor hatte nach Baden ableiten lassen. «Mir händ Wasser gnueg!», hieß es damals, nicht ahnend, welche Entwicklung die Gemeinde in so kurzer Zeit nehmen würde. Dazu kam die Einführung der Gasversorgung und der Ausbau des Straßennetzes. Denn schon bis zum Jahre 1920 war Dietikon zu einem stattlichen Zürcher Vorort mit rund fünftausend Einwohnern angewachsen.

## Elektrisches Licht kommt ins Dorf

Meine Erinnerungen gehen zurück in die Zeit, da im Turbinenhaus der Weberei Boller & Syz in Dietikon die ersten Stromerzeugungsmaschinen aufgestellt wurden. Das war zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da die Elektrizität noch völlig in den Kinderschuhen steckte.

Es darf wohl daran erinnert werden, daß selbst in Zürich die Anfänge der praktischen Anwendung von Elektrizität für Beleuchtungszwecke nur auf den Beginn der achtziger Jahre zurückgehen, da mit der elektrischen Beleuchtung des Pumpenhauses im Letten durch zwei Bogenlampen begonnen wurde, während das 1933 eingegangene Grand Hotel Viktoria am Bahnhofplatz in Zürich die erste private elektrische Beleuchtungsanlage Zürichs besaß. Aber schon im Jahre 1888 wurde die Zürcher Bahnhofstraße elektrisch beleuchtet, und auch die Nachfrage nach Kraftstrom nahm stark zu, nachdem 1893 das erste Zürcher Elektrizitätswerk im Anschluß an das Pumpwerk Letten in Betrieb genommen worden war.

Diese Daten hatte ich natürlich nicht im Kopf, habe sie vielmehr einer Chronik entnommen; aber das Aufkommen und die anfängliche Entwicklung der Elektrizitätsversorgung habe ich doch zum guten Teil miterlebt, und die Erinnerung daran ist um so lebhafter, als die epochemachende Neuerung nicht nur uns Buben, sondern auch ältere Leute in helles Erstaunen versetzte und unsere Phantasie mächtig anregte. Was heute als selbstverständlich gilt, war damals etwas Unglaubliches und Wunderbares, von den Alten als ein Werk des Teufels angesehen.

Das Wasserwerk der Weberei Boller & Syz in Dietikon bestand aus drei Turbinen, deren Leistung über den Bedarf der Weberei hinausging. Das brachte Herrn Boller auf die Idee, mit der überschüssigen Wasserkraft Dynamos zu treiben und elektrischen Strom zu erzeugen. Die Dynamos wurden zwischen den Turbinen aufgestellt und von Vorgelegenen aus mittels Treibriemen angetrieben. Diese singenden und an den Bürsten leicht Funken erzeugenden Dinger haben wir Buben mit großen Augen angestaunt. An der Türe zum Turbinenhaus stand nämlich damals noch nicht «Zutritt verboten».

Aber wir sollten noch mehr staunen. Hohe Stangen wurden gegen das Dorf zu aufgestellt, mit Isolatoren versehen und daran glänzende



*Das Elektrizitätswerk Dietikon vor dem Umbau im Jahre 1931*



Kupferdrähte gespannt. Wo die Leitung das Geleise der Nordostbahn kreuzen mußte, wurden beidseitig zwei Stangen aufgestellt, mit Brettern vernagelt und dazwischen die Drähte in den Boden geführt, um sie in einem Kanal unter den Geleisen hindurch zu ziehen. Das war nötig, weil die Nordostbahn eine Überführung der Leitung nicht zuließ, damit der Bahnbetrieb nicht gefährdet werde. Die Leitung aber wurde erstellt, um mit dem elektrischen Strom in der Brauerei Fleisch eine Eismaschine mit riesigem Schwungrad zu treiben. Bald darauf wurde eine Leitung an die Neugasse in Zürich gebaut, um auch dort mittels Kraftstrom Maschinen in Bewegung zu setzen. Wie so etwas möglich sei, wollte uns Buben einfach nicht in den Kopf, und ein schwaches Lichtlein ging uns erst auf, als später unser Sekundarlehrer in der Physikstunde den Versuch unternahm, das Wesen der Elektrizität zu erklären. Ich habe aber heute das Gefühl, daß er selber seiner Sache noch nicht so ganz sicher war. Klar war uns nach dieser Physikstunde nur das eine, daß das weitere Werfen mit Steinen und das Zielen mit Flobertpistolen nach den «Töggeli» auf den Stangen verboten sei und künftige Schädigungen exemplarisch bestraft würden.

Für uns Buben gab es in der Folge noch mehr Wunder zu bestaunen. In der Gemeinde Dietikon, die noch keine zweitausend Einwohner zählte, brannten in der Nacht entlang den wichtigeren Straßen 27 Neolinlaternen und verbreiteten ein ganz spärliches Licht. Beim Zunachten eilte das Knechtli vom Weibel Daubenmeier mit dem langen Zündstock durch die wenigen Straßen und Gassen, um die Laternen zu entzünden. Zwischen zwölf und ein Uhr waren sie ausgebrannt, und die Verdunkelung setzte automatisch ein. Anderntags fuhr der Daubenmeier mit den Kannen und der Leiter auf seinem Wägelchen den Laternen nach, um sie neu zu füllen. Und eines Tages hieß es, die Gemeinde würde mit elektrischem Licht versehen, welche Offerte von der Firma Boller & Co. ausgegangen sei. Und richtig, den Straßen und Gassen entlang wurden Stangen aufgestellt, daran ein Netz von Drähten gespannt, während viele Stangen Arme aus Röhren erhielten, daran unter Schirmen Glühlampen eingeschraubt wurden — 16 Kerzen stark. Das war dann schon etwas anderes als die paar Neolinfunzeln; «märchenhaft» erstrahlte die Gemeinde im Licht der elektrischen Glühlampen. Auch in die Wohnhäuser und Scheunen kam nach und nach das elektrische Licht und verdrängte die Petrollampen und Sturmlaternen. Dietikon war dank dem hiesigen Elektrizitätswerk eine der ersten Gemeinden im Kanton Zürich, die von den Vorteilen der Elektrizität profitierte.

Es ist interessant festzuhalten, daß gemäß Vertrag der Gemeinde mit der Firma Boller-Schinz die letztere sich verpflichtete, den elektrischen Strom für sechzig Straßenlampen zu je sechzehn Kerzen unentgeltlich zu liefern. Brenndauer im Winter von Einbruch der Nacht bis elf Uhr und morgens von fünf Uhr bis Tagesanbruch; im Sommer nur von Einbruch der Dunkelheit bis elf Uhr. Ferner übernahm die Firma Boller-Schinz einen Drittel der Anlage- und die Hälfte der Unterhaltskosten, wogegen die Gemeinde sich zu verpflichten hatte, kein anderes Elektrizitätsunternehmen zu konzessionieren. Auf ihre Rech-

nung kam die Firma Boller-Schinz offenbar dadurch, daß gleichzeitig und in der Folge zahlreiche elektrische Hausbeleuchtungen eingerichtet wurden, wobei für die Lampe ein Pauschalpreis, ohne Rücksicht auf die Brenndauer, bezahlt werden mußte. Damit verschwanden nach und nach die Petrollampen aus den Wohnungen und die Öllichter und Sturmlaternen aus den Scheunen. Auch traten an die Stelle der Wassermotoren in den Werkstätten Elektromotoren, die den Vorteil hatten, nicht außer Betrieb gesetzt werden zu müssen, wenn der Laubibrunnen zu wenig Wasser lieferte.

Ebenfalls in der ersten Hälfte der neunziger Jahre wurde das alte und primitive Fabrikwahr, das noch in die unkorrigierte Limmat eingebaut worden war, durch ein moderneres Wehr mit umlegbaren Schützen ersetzt, das einmal eine größere Wasserzufuhr in den Fabrikkanal bewirkte und es zum andern überflüssig machte, daß die Dietikon alarmiert wurden und ans Wahr hinaus eilen mußten, wenn im Frühjahr das Sihleis kam, sich am Wahr staute und Unheil anzurichten drohte. Der größere Wasserzulauf in den Fabrikkanal wurde in der Weise ausgenützt, daß neben dem alten Turbinenhaus ein *e i g e n t l i c h e s* *E l e k t r i z i t ä t s w e r k* mit zwei Stromerzeugungsaggregaten gebaut wurde, denen das Wasser durch eine Abzweigung vom Fabrikkanal zugeführt wurde. Das machte schon einen besseren Eindruck als die ersten Dynamos im alten Turbinenhaus! Dieses Werk ging später an die Firma Gubler & Co. über und wurde nach der Gründung der EKZ von diesen als eines ihrer ersten Eigenwerke erworben.

\* \* \*

Es sind das vornehmlich Jugenderinnerungen, die sich tief in mein Gedächtnis eingepreßt haben, weil sie verknüpft sind mit den Anfängen einer Epoche, durch welche die größte Umwälzung in der Energieerzeugung seit der Erfindung der Dampfmaschine eingeleitet wurde — eine Epoche, die vielleicht erst abgelöst wird durch jene der wirtschaftlichen, nicht nur der kriegerischen Anwendung der Atomenergie. Bis dahin werden aber noch etliche Milliarden Kilowattstunden aus unseren Wasserkraften herausgeholt werden müssen.

## Dietikon erhält eine Wasser- und eine Gasversorgung

Die öffentliche Wasserversorgung bestand ehemals aus ein paar Dorfbrunnen, bei der «Krone», bei der Kirche, im Oberdorf, und beim Brennhüsli, neben dem Reppischsteg an der Bühlgasse, das so genannt wurde, weil sich in seinem Untergeschoß eine Einrichtung zum Brennen von Schnaps befand. Wer es nicht sonst schon wußte, der merkte es an den Gerüchen, die der Haufen ausgebrannten Tresters neben dem Brennhüsli verbreitete. Den Dorfbrunnen wurde das Wasser von Quellen, die an den Halden gegen den Hohnert und gegen das Röhrenmoos hinauf gefaßt worden waren, durch Deuchel zugeleitet. Das waren der Länge nach durchbohrte Fichten- oder Föhrenstämme, die an ihren Enden durch schmiedeiserne Zwingen miteinander verbunden wurden.

Neben den laufenden Dorfbrunnen gab es da und dort private Ziehbrunnen, und im übrigen bildete die das Dorf durchfließende Reppisch die natürliche Wasserversorgung, an die das Vieh zur Tränke geführt oder wo das Wasser in Gelten und Tansen geholt wurde. Es war vielfach die Aufgabe der größeren Kinder, täglich die Kupfergelten in der Küche und die Tröge mit Wasser zu füllen.

Natürlich wußten wir Buben noch nichts von Gemeindeversammlungen und noch weniger, was an solchen beschlossen worden war. Aber eines Tages wurde drunten bei der Weberei mit dem Öffnen von tiefen Gräben begonnen und gußeiserne Röhren herangeführt, und schließlich verrieten uns Wundernasen die Arbeiter, daß im ganzen Dorf herum Wasserleitungen gelegt werden mit vielen Abzweigungen in die Häuser, in Küche und Stall, in Werkstätten und Motorenhäuschen. Und die Leitung führte hinauf durch die Gyrhalden und gegen das Röhrenmoos zu einem großen Reservoir, dem die gefaßten Quellen des Laubibrunnens eine Menge Wasser zuführten.

Damit hatte die Gemeinde ihre Wasserversorgung erhalten, welches Ereignis Anlaß zur Veranstaltung eines Jugendfestes gab, wobei unterhalb der oberen Reppischbrücke mitten im Bach ein Springbrunnen den Wasserstrahl turmhoch in die Höhe spie, was uns Buben mächtig imponierte.

Das war gegen Ende der neunziger Jahre. Später mußten Pumpwerke erstellt werden, weil der Zufluß des Laubibrunnens nicht mehr genügte, nachdem ein Teil des guten Quellwassers der Stadt Baden abgetreten worden war.

Die Geschichte unserer Gasversorgung hängt sehr eng mit der Entwicklung des Gaswerkes der Stadt Zürich zusammen, an das ja unser Gemeindefeld angeschlossen ist; im Nachfolgenden soll aber auch dargetan werden, daß wir noch in ganz anderer Weise von jener Entwicklung profitierten — woran heute wohl die wenigsten mehr denken dürften. Machen wir also wieder einen kleinen rückblickenden Exkurs.

Mit dem gewaltigen Anwachsen der Stadt Zürich nach der ersten Eingemeindung von 1893 reichten ihre alten Gaswerke nicht mehr aus, um den Bedarf zu decken, und im Jahre 1897, also vor etwas mehr als fünfzig Jahren, ging die Stadt mit einem Kredit von 7,8 Millionen Franken an den Bau eines Gaswerkes in Schlieren, das auf eine Tagesleistung von 100 000 Kubikmetern berechnet war. Am 28. November 1898 konnte das neue Gaswerk dem Betrieb übergeben werden.

Zum Bau dieses heute erweiterten und größten Gaswerkes der Schweiz haben Industrie und Gewerbe Dietikons wesentlich beigetragen und die Gemeinde hat davon wirtschaftlich viel profitiert. Im Jahre 1896, als auch in der Gemeinde selber die Bautätigkeit einsetzte, wurde nämlich an der Kieshalde, unterhalb dem Guggenbühl, hinten im Entenbad, durch die Zürcher Baufirma Fietz & Leuthold eine Zementsteinfabrik erstellt, die später als Zementsteinfabrik Dietikon AG. betrieben wurde. Sie war mit den neuesten Einrichtungen ausgerüstet, ein Steinbrecher zermalmte das gröbere Material und ein Paternosterwerk beförderte die fertigen Steine in Trocknungshallen, die rings um das Fabrikgebäude angelegt waren.

Die Firma Fietz & Leuthold übernahm die Bauarbeiten des Gaswerkes in Schlieren, und die Zementsteinfabrik Dietikon AG. lieferte die Zementsteine, zu welchem Behufe in der letzteren fünfzig bis siebzig Arbeiter beschäftigt wurden. Das gab Betrieb und Verdienst auch in unsere Gemeinde. Das Werk lief damals auf Hochtouren. Unaufhörlich, von Dampfkraft angetrieben, kreisten die hydraulischen Karussell-Steinpressen und schoben fertige Steine aus, von flinken Händen auf die «Sesselbahn» gelegt, im Hofe wieder abgenommen und zum Trocknen auf die Gestelle geschoben.

Die Fuhren nach Schlieren hatte Fuhrhalter Näf, zum «Löwen», übernommen, der täglich sechzehn und mehr Pferde unterwegs hatte, die die schweren Steinwagen über den Schönenwerdhofer nach Schlieren und von dort auf nicht gerade guter Straße zur Baustelle schleppten. Die Industriestraße war eben noch nicht gebaut und motorische Lastwagen gab es auch noch keine. Wer den alten Vater Näf gekannt hat und weiß, daß auch seine Knechte die Fuhrmannssprache beherrschten, der begreift, daß es um den «Löwen» und in den Stallungen manchmal ziemlich strub zu und her ging . . .

Zur Zeit der Stadtvereinigung von 1893 dienten Zürichs Gaswerke noch zu rund neunzig Prozent der Gasbeleuchtung. Diese wurde aber mehr und mehr verdrängt durch die Glühlampe und die sich mächtig entwickelnde Elektrizität. Aber das Gas verlor nicht an seiner wirtschaftlichen Bedeutung; es stellte sich um, und 1907 wurden bereits siebzig Prozent der Gasproduktion zu Koch- und Heizzwecken verwendet. Wie diese rasche Umstellung in der Verwendung des Gases gefördert wurde, mag aus der folgenden ergötzlichen Episode hervorgehen. Am Sechseläuten des Jahres 1893 unternahm es die Metzgerzunft, im Drahtschmidligarten einen auf Gas zubereiteten Schafbraten zu servieren, wobei ein ganzer Hammel dranglauben mußte. Auch ein

Schinken wurde in einem besonderen Apparat des Gaswerkes gekocht — alles um zu beweisen, daß auf Gas gekochte Speisen ebenso schmackhaft sind wie die auf dem Holzherd zubereiteten. Diese Demonstration überzeugte — und das Gas im Haushalt trat seinen Siegeszug an — schließlich bis nach Dietikon hinunter.

Hatte unsere Gemeinde schon die Gasfabrik in der Nähe, so wollte sie auch das Gas haben. Am 17. Mai 1908 wurde durch die Urne eine Gaskommission von fünf Mitgliedern gewählt, der angehörten Wagnermeister Johann Lips, Leihkassenverwalter Muntwyler, Philipp Schneider, Julius Näf-Hirzel und Webereidirektor G. Stamm. Die Kommission machte sich an die Vorarbeiten, führte die Verhandlungen mit der Stadt, und an der Gemeindeversammlung vom 4. Februar 1909 wurde die Einführung der Gasversorgung beschlossen und sofort mit dem Bau des Leitungsnetzes begonnen.

In vielen Häusern wurde damals noch die Gasbeleuchtung installiert, da der Auerstrumpf an Helligkeit der elektrischen Kohlenfadenlampe weit überlegen war, was ja unsere elektrische Straßenbeleuchtung augenfällig demonstrierte, obwohl sie gegenüber den Neolin-Laternen ein großer Fortschritt war. Heute dient das Gas vornehmlich zum Kochen, zum Heizen und zur Warmwasserbereitung und wird uns auf diesem Gebiete auch in Zukunft gute Dienste leisten. Viele Hausfrauen ziehen es der besseren Regulierbarkeit wegen den Elektroherden vor — wovon auch die Gemeinde, als Eigentümerin der Gasversorgung, ihren Nutzen hat.

## Die Bundesfeier in Dietikon Anno 1891

*Geschrieben fünfzig Jahre später anlässlich der 650-Jahr-Feier von 1941*

Die 650-Jahr-Feier der Schweizerischen Eidgenossenschaft ist verklungen; nur in den Herzen aller guten Schweizer wird sie nachleben mit dem Gelöbnis, mit dabei zu sein, wenn es gilt, Freiheit und Unabhängigkeit zu schirmen und zu schützen. Die Zeiten waren zu ernst, um im Lande herum große Feste und Feierlichkeiten zu veranstalten. Aber gerade dieses schlichte Hinaustragen des Rütli-Feuers in alle Gauen hat vielleicht erhebender und nachhaltiger gewirkt als aller Pomp.

Vor fünfzig Jahren, anlässlich der 600-Jahr-Feier des Bundes der Eidgenossen, war es freilich anders; da gab es fast kein größeres Dorf, in dem nicht ein Jugendfest abgehalten worden wäre. Damals durfte Europa in Frieden leben, wie die Chroniken lehren, wenn man von den üblichen diplomatischen Geplänkeln absieht, von denen die Welt nie verschont geblieben ist, seit es überhaupt Diplomaten gibt. Also konnte unser Bund auch unbeschwert von Sorgen sein sechshundertjähriges Bestehen feiern.

Auch in unserem Dorf gab es damals eine große Feier mit Jugendfest, und es drängt einen damaligen Drittkläbler, jetzt, nach fünfzig Jahren, aus seinen Erinnerungen auszukramen, die obendrein dartin



mögen, wie sehr jenes erste große Erlebnis ins Kindergemüt eingegangen ist, darin die Jahrzehnte hindurch, ein halbes Jahrhundert lang, haften blieb und wohl auch bis ans Lebensende haften bleiben dürfte. Dabei kommen einem die Namen und Gesichter von Mitschülern und Mitschülerinnen ins Gedächtnis zurück, von denen manche nicht mehr unter uns weilen, andere in alle Winde verschlagen wurden, wieder andere aber beim Lesen dieser Erinnerungen selbst an ihr erstes großes Fest gemahnt werden, freudig bewegt, vielleicht mit einem wehmütigen Lächeln beim Gedanken an die schöne Zeit und die dazwischen liegenden fünf Dezennien . . .

Zur Erinnerung an das sechste Säkulum des Bestandes der Eidgenossenschaft wurde damals in der Schule ein Farbendruck ausgeteilt, der den Urnersee mit dem Urirotstock und Flüelen im Hintergrund, das Rütli auf der einen und die Tellskapelle auf der andern Seite darstellte. Dieses farbenfrohe Bild, zu dem wir auf dem Heimweg sehr Sorge trugen, hing bald in allen Stuben und dürfte heute noch da und dort, wenn auch etwas vergilbt, zu finden sein. Übrigens war es für uns ein zweites großes Erlebnis, als wir in späteren Jahren eine Schulreise an den Vierwaldstättersee, auf den Seelisberg und aufs Rütli machen durften, und so oft ich seither in jene Gegend kam, habe ich mich unserer eindrucksvollen Schulreise erinnert. Ich sehe heute noch, wie der Mann an der Rütli-Schifflande eine große Schweizerfahne schwenken mußte, zum Zeichen, daß Passagiere da seien, weil sonst der «Wilhelm Tell» des herrschenden starken Föhns wegen nicht angelegt hätte. — Aber ich wollte ja von der Bundesfeier schreiben.

Eine Anordnung des damaligen Jugendfest-Komitees habe ich noch in angenehmer Erinnerung. Sie kam übrigens auch anlässlich des Jugendfestes zur Einweihung der Wasserversorgung zur Anwendung, das ich als älterer Schüler noch mitmachen durfte. Die Kinder wurden den hablicheren Familien zum Mittagessen, das ein Festessen wurde, zuteilt. Wer es sich leisten konnte, meldete mehrere Tischplätze an. Die Namen wurden auf Zettel geschrieben und diese in einer Zeine durcheinander geschüttelt. Am Vormittag besammelten wir uns, bereits kostümiert oder doch im besten Sonntagsstaat, marschierten im Gänsemarsch an der Zeine vorbei, um unseren Gastgeber herauszufischen. Und dann gings an ein Fragen: «Zu wem chunsch? Zu wem chunsch?» Und die Namen schwirrten nur so durcheinander.

Mit Emil Fischer, später irgendwo Posthalter, mit dem ich durch alle Klassen rutschte, und mit einigen andern Kameraden traf es mich zum Peter Fritz, wie man kurzweg sagte. Er nannte die damals neue Villa an der heutigen Bahnhofstraße sein eigen und hatte einen prächtigen Bernhardiner, den wir Buben deswegen bewunderten, weil er mit dem Korb in der Schnauze ganz allein posten ging. Als er später bei Kohlers Übergang vom Zug überfahren wurde, hat er uns recht leid getan. Ein wenig «gepöpperlet» hat es uns schon, als wir dem noblen Haus zuschritten, hinter dessen Gartentor uns der Barry mit seinen triefenden Augen treuherzig anlotzte. Den Jakob Simon, der leider verstorben ist, haben wir dann vorangeschickt.

Aber wir wurden recht freundlich empfangen, mußten alle Namen und Herkunft angeben, wurden dann im Garten herum und bis auf die Zinne der Villa hinaufgeführt, wo man einen schönen Ausblick hatte und wo wir auf unsere Ortskenntnisse examiniert wurden, namentlich angeben mußten, in welcher Richtung wir zuhause waren. Im Eßzimmer hat uns mächtig imponiert, als der Hausherr durch Drücken auf einen Knopf, der an einer Schnur unter dem Leuchter hing, der Küche das Zeichen gab, daß es nun losgehen könne. Und dann ging es wie im Märchen vom «Tischlein, deck dich!». Immer wieder wurden uns die Teller gefüllt mit der Ermunterung, ungeniert einzuhauen. Das war mein erstes «Bankett» — und ich habe es nie vergessen. Beiläufig: anlässlich der Einweihung der Wasserversorgung kam ich zu Schmid-Franz, wo nach währschafter Bauernart getafelt wurde, und mich lachen heute noch die Schüsseln voll Kirschen an, die zum Dessert auf den Tisch kamen, von denen wir über alles andere noch ganze «Hampflen» mitnehmen durften.

Nach dem Essen zeigte uns Peter Fritz allerlei Künste mit dem Barry. Besonders waren wir erstaunt, daß das Tier auch noch das ABC konnte. Mit einem Zucker auf der Nase saß es da, während sein Herr von A bis E buchstabierte. Dann sagte er «Friß!», und schon war der Zucker geschnappt. Aber auch wir mußten zeigen, was wir konnten, mußten hersagen, was wir in der Schule gelernt hatten, und nach bestem Können ein Liedlein singen. Und die Miene verriet, daß auch der Gastgeber mit uns zufrieden war. — Dann aber gings dem Sammelplatz zum Festzug zu, wo auch die andern mit vollen Bäuchen eintrafen und gegenseitig das gute Essen gerühmt und all die Erlebnisse erzählt wurden. Natürlich wollten es alle besser getroffen haben . . .

Der Festzug stellte die vier Jahreszeiten dar mit Blumenmädchen, Gärtnern und allerlei fröhlichem Volk im «Frühling», mit Heu- und Erntewagen, Heuern und Schnitterinnen im «Sommer». Im «Herbst» gab es das schönste Vieh vom Dorf, das mit hell klingenden Kuhglocken auf die Weide trottete, und sogar noch einen Wümmet, denn damals wuchs und reifte im Tempeli, in der Gyrhalde und im Chrottenbühl noch die Traube, wenschon der Wein etwas sauer war. Und im «Winter» klapperten die Buben und Mädchen mit Holzschuhen daher, zogen Schlitten, und eine Holzfuhr aus dem Hohnert oder Röhrenmoos wurde von kräftigen Rossen gezogen, dieweil am Schluß kräftige Arme die Wäpfe meisterten.

Als Gärtner mit grüner Schürze und Rechen war ich dem «Frühling» zugeteilt. Und mitten in dieser fröhlichen Schar Jungvolk trabte der Drechsler Widmer einher, der sich eine Flöte geschnitzt hatte, mit der er den Kuckucksruf täuschend nachahmte. Immer war er von einer Schar Kinder umringt, die um die Flöte bettelten, um auch einmal «Kuckuck» rufen zu dürfen. Aber der Widmer war unerbittlich, und wenn darob der Zug fast in Unordnung geraten wollte, stellte uns die Lehrerin wieder in die Reihe und stimmte das bekannte Kinderlied an: «Kuckuck, Kuckuck, rufts aus dem Wald.» Aber auch sonst war dieser

Festzug äußerst schön und bot ein farbenfrohes Bild, von dem ich noch viele Einzelheiten im Gedächtnis habe; so sehr war ich davon beeindruckt.

Der Festplatz war auf Schmid-Tonis Matte unterhalb der Brauerei. Dort fanden wir unsere Eltern, und es ging hoch her. Ein Podium, mit Stauden umgeben, war aufgestellt; dort sangen der Männer-, der Töchter- und der Gemischte Chor, die Turner gaben Produktionen, und die Sekundarschüler führten die Rütli-Szene aus Schillers «Tell» auf. Ich sehe heute noch, wie sie ihre Rollen deklamierten, ein Feuer anzündeten und mit den Schwur fingern in der Höhe dem Pfarrer Rösselmann nachsagten: «Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, eher den Tod als in der Knechtschaft leben.» Natürlich hatten wir Kleineren eifrig zu werweisen, wer die Rolle des Rösselmanns, des Stauffachers, des Melchthals und der andern innehatte, denn in ihren Kutten, Wämsen und mit Bärten im Gesicht waren die Schüler schwer zu erkennen. Begegne ich heute noch dem Albert Frei, so habe ich immer wieder seinen Rösselmann vor Augen und ich höre noch, wie er pastoral deklamierte: «Der See ist glatt als wie ein Spiegel.»

Am Abend wurde auf dem Schönenwerd-Hoger, der damals noch nicht überbaut war, das Augustfeuer entzündet. Im großen Kreis um den riesigen Holzstoß nahmen die Schüler Aufstellung, zuvorderst die Kleinen, dahinter die Großen und die Erwachsenen. Es wurde eine Rede gehalten, und die Kinder sangen das Rütli- und andere Schülerlieder. Dann wurde der Holzstoß angezündet — und dabei hätte es beinahe ein Unglück gegeben. Die vordersten standen etwas zu nahe und in den Holzstoß hatte man zu viel Neolin geschüttet. Das war eine Art Petrol, mit dem der Daubenmeier täglich die Straßenlaternen neu auffüllen mußte. Fast explosionsartig entzündete sich das Neolin, und den Kleinen zuvorderst wurden die Kleidchen und die aufgelösten Haare versengt. Natürlich gab es großes Geschrei, ein Stoßen und Zurückdrängen, doch der Zwischenfall lief noch glimpflich ab. Nachdem das Feuer verlodert, kehrte man ins Dorf zurück, auf den Höhen der Umgebung nach langsam verlöschenden Feuern suchend. Wir alle fanden, daß es ein schönes Fest gewesen sei, und wir ergingen uns bereits in Mutmaßungen darüber, wann wohl die nächste Bundesfeier stattfinden werde. In zehn oder zwanzig Jahren. Aber die Sekundarschüler meinten, es werde hundert Jahre gehen, denn sie hatten bereits gelernt, daß Centenarfeier etwas mit hundert zu tun haben mußte.

\* \* \*

Das sind einige Erinnerungen an die Bundesfeier von 1891, die ich seit fünfzig Jahren in mir wach halte und die ich heute gewissermaßen als Jubiläum niedergeschrieben habe. Da und dort werden sie ähnliche Gedächtnisauffrischungen hervorrufen und beim einen und beim andern im Gedenken an gemeinsam Erlebtes alte Schulkameradschaft auffrischen, im stillen Gedenken auch an jene, die Jugendfreuden mit uns teilten, aber längst von uns gegangen sind. Vom Bewußtsein getragen auch, daß die große Volksgemeinschaft sich aufbaut auf der Verbundenheit im Kleinen, die aus dem Erleben herauswächst.

## Im Wandel der Zeiten

Bis zum Jahre 1940 stand an der Limmat eine verlassene Fabrikanlage, die von der Firma Thermisol AG. (heute Durisol AG.) erworben wurde. Einstöckig, mit einem Sägedach versehen, dominierte sie in der Landschaft, breit und behäbig. Platz war genug da, als die Fabrik vor etwa neunzig Jahren, in der Zeit der aufkommenden Textilindustrie, gebaut wurde. Man brauchte nicht in die Höhe, konnte in die Breite planieren, zumal die Gemeinde das Land gratis zur Verfügung stellte. Schon damals war die Gemeinde äußerst fortschrittlich, besann sich auf ihre Zukunft und Entwicklung.

Vor Jahrzehnten rasselten unter dem zackigen Dach, durch dessen Fenster das Tageslicht eindrang, etliche hundert Webstühle, an den Spulmaschinen sangen die Spindeln, aus den Zettelgattern liefen Hunderte von Fäden auf die Zettelbäume — überall Betrieb und Geschäftigkeit. Und wenn abends die tausend Petrolfunzeln mit den helmartigen Schirmen angezündet wurden, dann vermischte sich ihr Geruch mit der vom Baumwollstaub dick gewordenen Luft. Und da und dort rauchte es aus dem Lampenglas wie aus einem Hochkamin. Der alte Reimann hatte wieder einmal den Docht nicht richtig geschneuzt.

Die Weberinnen steckten Bobinen an und sogten den Faden aus dem Schiffli, sie knüpften Fäden, zogen Webnester aus und hatten ihre Augen auf allen vier Stühlen zugleich, dieweil der Küfer-Jokeb mit der langen Ölstütze hinter den Stühlen herumschlich. In der Andreherei zogen flinke Hände die Zettelfäden durch die Blätter und Ösen der Geschirre, die Schnupf-Rose schimpfte an ihrer Spulmaschine auf das schlechte Garn, das nicht laufen wollte, während der alte Kunz philosophierte und Verse schmiedete, dieweil die Spulen lustig surrten. Durch die Gänge spazierten die Webermeister mit den Schlüsseln auf dem Rücken, der Lorenz, der Hirzel Hans und der große Sigel, und sie waren gar nicht darauf erpicht, unter die Stühle zu kriechen, um eine lockere Schraube anzuziehen oder das Geschirr zu verstellen.

In der Staberei lauerten der Staber-Franz und der Gotthold wie die Sperber auf verkratzte Nester, Zisen und Bündel, und sie waren wegen den mehr oder weniger gerecht ausgefallten Bußen bei den Weberinnen überaus «beliebt». Der Schlichter-Robert und der -Melcher liefen geschäftig um die Schlichtmaschinen, und der Freie-Schang hämmerte und feilte in der Schlosserei an Ersatzstücken für die Maschinen herum. Das Rasseln und Klirren und Hämmern verstummte erst, wenn der Jokebli mit seinen krummen Beinen in den Schopf hinüberging, um am Strick der Fabrikglocke zu ziehen. Die Türen und Tore öffneten sich, und es war wie eine Völkerwanderung die Fabrikstraße hinauf und dem Lotterbach entlang dem Dorf zu. Die Arbeitszeit war lang und der Zahltag, ach, so bescheiden . . .

Die Namenstage waren unter dem Stab und Kader des Betriebes gut bekannt, und wenn so auf die Zabigzeit ein Handlanger ein Fäßchen Bier von der Brauerei herunter — in einem Sack verborgen —

auf der Schulter durchs Fabriktor trug oder es in einer Karette vor sich herschob, dann wußte man, daß da wieder ein Heiliger gefeiert wurde, sei es nun der Johannes oder der Jakobus, der Lorenz oder der Franz, der Heinrich oder der Gotthold. Kaum einer im Kalender, der nicht dranglauben mußte. Und manchmal war am Abend noch bei Zanggers Berta Fortsetzung der Namenstagsfeier.

Jetzt ist das alles vorbei. Die gute, alte Zeit mit all ihren Freuden und Nöten. Der ganze Fabrikbetrieb ist stillgelegt — öd und leer die Stätte. Nicht mehr führt der «Fuehrme-Sepi» schwere Kisten Bobinen und Drähtli vom Bahnhof zur Fabrik, und nicht mehr laden die Magaziner ganze Fuder weiße Tuchballen in die Bahnwagen. Die Wasserkraft des Flußlaufes treibt nicht mehr die Turbinen für die Weberei, erzeugt jetzt elektrischen Strom für Licht und Kraft im Lande herum.

Die Weberei, die jahrzehntlang sozusagen ein ganzes Dorf genährt hat, ist der Krise und Absatzstockung in der Textilindustrie zum Opfer gefallen, und die Arbeiter und Arbeiterinnen sahen sich gezwungen, eine andere Existenzmöglichkeit zu suchen, soweit sie nicht altershalber mit einem Pensiönchen abgefunden wurden. Verstummt ist das tolle Treiben der Fabriklerkinder um die Kosthäuser und verstummt ist der frohe Gesang der Burschen und Mädchen, die sich nach Feierabend auf den Bänken vor den Kosthäusern zusammenfanden.

Was aus dem Betrieb, von dem Guten und Bösen der alten Zeit, an Idealem und Lebensfähigem in die Gegenwart hinübergerettet wurde, das ist die stattliche Dorfmusik, die aus der scherbelnden Fabrikmusik hervorgegangen ist, in der der dicke Heizer Winkler mit vollen Backen den Baß blies und der alte Wethli mit seinen Söhnen trompetete und hornte, was das Zeug hielt. Lange Zeit hat sie in der Fergerei der Fabrik ihre Proben abgehalten, bis dann eines Tages ein «Alpenrösli» und später eine «Eintracht» aus ihr entstand, als Stolz des Dorfes aus kleinen Anfängen hervorgegangen.

Im Wandel der Zeiten — ein Rückblick auf die vergangenen Jahrzehnte gemahnt an die heutige Zeit. Was ist aus der Fabrikanlage geworden? Welchen so ganz anders gearteten Zwecken dient sie heute, und was wurde aus dem Dorf gemacht, dessen Lebensnerv sie früher war? Der Gedanke an einst leitet hinüber auf das Jetzt, und wie ein Mühlstein dreht sich einem das Geschehen, das Alte und das Neue, im Kopf herum. Alte Leute finden sich kaum mehr zurecht. Neues Leben durchpulst das Dorf und nahm auch von den Fabrikräumen am Flußlauf Besitz. Nicht mehr jagen die Peitschen die Schifchen in den Webstühlen, nicht mehr eilen Frauen und Mädchen nach vollbrachtem Tagwerk ihren Behausungen zu. So ganz anders ist dieses Leben von heute, vorbei ist die alte, dörfliche Gemütlichkeit, in der das Dasein seinen geordneten, wenn auch schmalen Lauf nahm.

## Der Salonwagen

Wer mehr als zwanzig Jahre mit dem Streckenabonnement der Schweizerischen Bundesbahnen zu und von der Arbeit gefahren ist, der hat manches mehr oder weniger Angenehme erleben können. Es gab eine Zeit, da noch keine besonderen Zugskompositionen für den Vorortsverkehr kursierten, den Passagieren gewisse Annehmlichkeiten zu bereiten. Vielmehr war es üblich, in den sogenannten Arbeiterzügen gerade die ältesten Nordostbahn-Wagen mitzuführen, jene, die noch an die berühmte Spanischbrötli-Bahn erinnerten. Das war besonders am Morgen, beim ersten Zug, der Fall. Erst kürzlich habe ich im Eisenbahnmuseum die Einrichtung und den Komfort jener Drittklaßwagen bewundert und es sind mir dabei allerlei Erinnerungen aufgestiegen.

Da waren sie ja wieder, die schmalen Bänklein mit den senkrechten Lehnen, die das Sitzen möglichst unbequem machten. Und die Bänke waren so eng beieinander, daß deine Beine immer mit jenen des Vis-à-vis in Konflikt gerieten. Die Fensterchen in den Holzrahmen, die an einem Lederriemen heruntergelassen und hochgezogen werden konnten, klirrten während der Fahrt, als ob sie jeden Augenblick in die Brüche gehen wollten. Die Beleuchtung glich nicht gerade einer festlichen Illumination. Vorn in die Stirnwand war eine rauchende Petrolfanzel eingelassen, und damit sie nicht zu stark leuchte und blende, war die runde Scheibe davor mit herrlichen Ornamenten verziert. Wer es bei dem Schütteln und Holpern während der Fahrt mit Darmbeschwerden zu tun bekam, den verwies ein Täfelchen über der Wagentüre tröstend auf das «Kabinett im Gepäckwagen». Eilte er von Wagen zu Wagen nach vorn, dann konnte es passieren, daß er schließlich an die rauchende Lokomotive starrte, die weil der Gepäckwagen mit dem ersehnten Kabinett am Schwanz des Zuges angehängt war . . . Es war wirklich eine schöne Zeit.

Im Winter war es noch gemütlicher. Der erste Zug brachte Wagen von Wettingen, die die ganze Nacht in der Kälte draußen gestanden hatten. Der kleine Zylinderofen in der Ecke des Wagens war wohl angefeuert, aber das Thermometer zeigte immer noch um Null — manchmal auch einige Grade darunter. Da hockten wir uns denn, in unsere Mäntel gehüllt, um den Ofen und gaben uns alle Mühe, das Feuer anzufachen. War es ausgegangen — was nicht selten der Fall war —, dann wurden von den aufgeschichteten Scheitern Späne geschnitzt, und das Feuer loderte bald lustiger als zuvor. Bis nach Zürich hinauf machten wir das Ofenrohr sogar rotglühend, und das Thermometer stieg auf sechs bis acht Grad. Da konnte dann dem alten Werkstattarbeiter Frei, der in aller Herrgottsfrühe von Oetwil kam, der steif gefrorene Schnauz doch auftauen.

Wir waren gewöhnlich die selben wenigen Frühaufsteher im Abteil, darunter der große Weilenmann und der wortkarge Amstutz, und wir haben uns gut verstanden. In Schlieren und Altstetten gabs einigen Zuzug. «Händ er scho warm?», war gewöhnlich mit dem Morgengruß

verknüpft. Redlich Mühe gaben wir uns immer, das Abteil zu erwärmen, wobei es an einem gelegentlichen Disput mit dem bärbeißigen Kondukteur nicht fehlte. Wir hatten ja auch Zeit. Die Fahrzeit von Dietikon nach Zürich betrug 25 Minuten. Heute fährt man in dieser Zeit von Zürich über Baden hinaus. Am Dienstag und Freitag gings etwas länger, denn da kamen die Marktfrauen mit Körben und Zeinen. Manchmal etwas verspätet; aber das Zugpersonal hielt es unter seiner Würde, den Frauen vor der Nase wegzufahren. Etliche von ihnen hatten auch schon einen langen Weg hinter sich; namentlich jene, die sogar von Hausen oder Bellikon über den Berg herunterkamen, eine schwere Zeine auf dem Ringkissen auf dem Kopf balancierend und an jedem Arm einen Korb angehängt. Das waren noch Leistungen.

Aber einmal wurden wir doch für alles Unangenehme auf unseren täglichen Fahrten entschädigt. Es war in den ersten Augusttagen des Jahres 1914. Der große Krieg war ausgebrochen. Im Bahnhof Zürich ging es drunter und drüber. Alles wollte reisen — rennen, retten, flüchten. Die Wagen waren überfüllt; Verwegene setzten sich sogar auf die Treppen. Wie gewöhnlich wollten wir zum Mittagessen fahren; aber auf oder gar in einen Wagen zu gelangen, war beim besten Willen nicht mehr möglich. Mitten in den Zug waren einige prächtige fremde Wagen eingestellt. Es war der Salonzug des Präsidenten der Französischen Republik, in dem die deutsche Gesandtschaft nach Berlin gebracht worden war. Die Rückfahrt des Zuges erfolgte über Singen, Schaffhausen, Zürich nach Genf und von dort nach Paris, denn über die deutsch—französische Grenze war der Bahnverkehr nicht mehr möglich. Die Wagen waren abgeschlossen und hinter den großen Fenstern machte sich ein französischer Beamter zu schaffen.

Da erbarmte sich der Sauschef unser, die wir keinen Platz mehr fanden. Er begann mit dem französischen Beamten zu konferieren und machte ihm die Situation klar, mit dem Erfolg, daß der Salonwagen geöffnet wurde. Unser etwa ein Dutzend nahm darin Platz. Großartig ließen wir uns in die tiefen Lederpolster der Fauteuils fallen und kamen uns recht wichtig vor, wobei es an träfen Sprüchen nicht mangelte. Besonders wegen der fünfkräpfigen Brissago, den «Ormond» BC zu 25 Rappen oder dem Pfeifenkanaster, Marke Burrus, zu zehn Rappen das Päckli, die wir rauchten, wo doch zumindest Siebener- oder Zehner-Zigarren schicklich gewesen wären. Immerhin, auch der Beamte steckte den angebotenen Stumpfen in Brand, wurde sehr freundlich und zeigte uns die ganze Einrichtung des Salonzuges mit seinen Schlafgemächern, der Küche und dem Gepäckfourgon, vom wunderbar möblierten Salon nicht zu reden. Es war nur schade, daß die Fahrt nicht weiter ging, war sie doch so viel angenehmer als in unserem morgendlichen Holperwagen. In Dietikon kam der Salonwagen gerade vor die Station zu stehen, und der Stationsgehilfe Steiner machte große Augen, als wir die Stiege herunterkletterten — mit dem Streckenabonnement dritter Klasse in der Tasche . . .

Daran erinnerte ich mich wieder am 11. November 1918, als es hieß, der Salonzug sei in den Wald von Compiègne an der Oise hin-

ausgefahren worden, um darin den Deutschen den Waffenstillstandsvertrag zu diktieren. Und als ich später nach Paris kam, sah ich den Salonwagen gewissermaßen als Denkmal beim Pantheon, dem Ehrentempel berühmter Männer, aufgestellt. Die Franzosen und Fremden wallfahrteten zu ihm, kletterten die Stiegen hinauf und bestaunten ehrfürchtig das Innere des Wagens, in dem sich ein Stück Weltgeschichte abgespielt hatte. Nur ein Stück. Denn ein anderes Stück Weltgeschichte spielte sich darinnen im Jahre 1940 ab, als Adolf Hitler den Wagen wieder in den Wald von Compiègne hinausführen ließ, um den Franzosen seinen Waffenstillstand zu diktieren . . .

Mit dem Streckenabonnement der SBB fahre ich nicht mehr. Die Fahrten haben auch viel von ihrem Reiz und ihrer Romantik verloren. Aber vergessen kann ich den Salonwagen des Präsidenten der Französischen Republik nicht, in dessen Fauteuils wir 1914 Stumpfen, Brissago und Pfeifen rauchend ins Limmattal hinuntergefahren sind und durch dessen Fenster unsere Landschaft herrlicher als sonst erschien.

## Der Schloßbrand zu Dietikon

«'s Schloß brännt!» So gellten die Rufe jenen zu, die in der Morgenfrühe des 24. Dezember 1898 die Köpfe aus den Fenstern oder aus den Haustüren steckten, um zu fragen, «wo es sei». Die Sturmglocken heulten vom Turm der Kirche und die Feuerhörner schrillten. Die Löschmannschaften eilten durch die Straßen und schleppten Schlauchwagen, Leitern und Haken zur Brandstelle. Hintendrein rannte viel junges und altes Volk. «'s Schloß brännt!» Und in den Ausrufen lag etwas wie freudige Sensation, die man sich nicht entgehen lassen wollte.

Woher das Schloß seinen Namen hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls war es kein Schloß im landläufigen Sinne, in dem einmal Grafen oder auch nur Vögte gehaust hätten. Es hatte weder Wall noch Graben, weder Turm noch Wehrgang. Unser Schloß war ein uraltes Aargauer Bauernhaus, wohl das älteste in der Gemeinde, ein mächtiges Gehütt, mit Stroh bedeckt, an dem der Zahn der Zeit nagte. Und es stand an der Vorstadt, gerade gegenüber der untern Reppischbrücke. Der Brandplatz wurde später zu einem Steinhauerplatz hergerichtet.

Das Schloß scheint nicht in einem Male gebaut worden zu sein. Es war von ganz unregelmäßiger Bauart, mit Längs- und Kreuzgiebeln und mit offenbar später erstellten An- und Aufbauten in Fachwerk nach dem Zürcher Baustil. Vielleicht hat ihm dieses Drum und Dran seinen Namen eingetragen. Die Front des ältesten Teiles, gegen die Straße, bestand aus einer Reihe von Fenstern, von denen jedes einer schmalen und tiefen Wohnstube Tageshelle zu spenden hatte und zwischen denen sich eine knorrige Weinrebe bis unters Dach emporrankte. Im aufgestockten Kreuzgiebel befanden sich im Dreieck drei Fenster, umgeben vom Riegelwerk, das sich wie ein Spinngewebe ansah. Der Anbau bachaufwärts hatte zwei Fenster, die sogar mit Jalousieläden





*Das «Alte Schloß» an der Vorstadtstraße  
(abgebrannt am 24. Dezember 1898)*

versehen waren, während die Giebelwand in ihrem oberen Teil nur aus Brettern bestand. Das war ohne Zweifel der jüngste Teil des Schlosses.

Längs durch den alten Wohnhausteil zog sich ein breiter, dunkler Küchengang mit zwei Reihen Feuerherden, zwischen denen die Türen zu den Stuben führten. Durch eine Stiege, die allen Bewohnern zu dienen hatte, gelangte man hinauf in die Schlafkammern, die zum Teil nur durch Bretterwände unterteilt waren. Der Hauseingang befand sich längs einer Stube neben der Scheune, in die man auch von der Küche aus gelangen konnte, geradeso, wie man durch diese hindurch bachaufwärts das Freie erreichte. Der besagte Anbau hatte daneben eine eigene Haustüre und eine eigene Küche, was wiederum dafür spricht, daß er neueren Datums war.

Die angebaute Scheune mit einem bis fast an den Boden reichenden und weit ausladenden Strohdach sah womöglich noch verwaarloster aus. Sie wurde auch nur noch zur Einlagerung von Brennholz und dergleichen benützt. Vom Heuboden bis an den hohen First hinauf starnte einem gähnende Leere entgegen. Ein Gewirr schwerer Balken stützte das Ganze und man erzählte sich, daß die Bewohner gelegentlich wieder ein «Träm» heraussägten, um es zu verfeuern, wenn es ihnen sonst an Brennholz mangelte. Unter dem Vordach, auf der Jauchegrube, stand das kleine Häuschen mit dem bekannten herzförmigen Ausschnitt, das allen Hausbewohnern diente und in das sie am Morgen ihre Häfen trugen. Den Vorplatz zierten einige Abfallhaufen.

Im Schloß wohnten sieben bis acht Familien, ärmliche Leute, oft mit einem Schärlein Kinder, eingesessene Dietikoner und auch Zugezogene: der Chropfli und der Fäderi, die Familien Wellinger und Großholz, Fröhlich und andere, deren Namen mir nicht mehr geläufig sind,

was nach so vielen Jahren begreiflich ist. Die Bewohner wechselten auch oft; wer eine passendere Behausung fand, zog aus und machte anderen Platz. Im Anbau aber hauste, so lange ich mich entsinnen mag, das Locher Agathli. Für uns Buben aus der Umgebung war das Schloß ein Dorado zum Verbergis- und Räuberlismachen; es gab aber auch manchmal Schimpf und Chläpf, so man uns erwischte, wenn wir wie Wilde durch das Gehütt stürmten. Der Chropfli lamentierte mit einer Stimme, die wie ein Güterzug aus seinem dicken Halse heraufkam, und der Wellinger drohte uns sogar mit Todschießen, wobei er in Ermangelung einer Pistole ein Kinderschühli aus dem Fenster streckte, was uns höchstens zum Todlachen reizte — statt uns Furcht und Schrecken einzujagen.

Das war das alte Schloß, wie ich es von Kindsbeinen auf in der Erinnerungen habe, und das in der Morgenfrühe des 24. Dezember 1898 in Flammen aufgehen mußte. Es war ein sehr kalter Wintermorgen; vorher hatte es geschneit, dann trat ein wenig Tauwetter ein, worauf neue Kälte wieder Stein und Bein gefrieren ließ. Vom Strohdach des Schlosses hingen die Eiszapfen in langer Reihe wie mächtige Rüben herunter, und das gaffende Volk fror an allen Gliedern. An der hintern Ecke der Scheune war das Feuer gelegt worden. Dort hatte die Pfuscheni in einem Stall ihre Geißen untergebracht und drumherum Stroh aufgeschichtet, damit die Tiere nicht frieren sollten. Jedenfalls ein idealer Ort zum Anfeuern.

In jener Ecke brannte es denn auch morgens um halb fünf Uhr lichterloh, als die Feuerwehr anrückte und die Nachbarn zur Stelle eilten, um die Ziegen zu retten. Aber bald gab das Feuer nach, denn es fand in der leeren Scheune nur wenig Nahrung. Um so fürchterlicher rauchte es aus dem Dach, auf dem halbverfaultes, gefrorenes Stroh lag, das zuerst auftauen und trocknen mußte, um schließlich brennen zu können. Es ging denn auch recht lange, bis endlich im Strohdach ein Loch durchgebrannt war, durch das der Rauch abziehen konnte und einige Flammen emporschlugen. Indessen wurden die Eiszapfen vom abtropfenden Wasser nur noch größer, länger und dicker. Und die Menge gaffte und fror . . .

Bis sich das Feuer durch die Scheune hindurchgefressen hatte, fanden die Hausbewohner Zeit genug, ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Alles half mit, nicht nur aus Hilfsbereitschaft, sondern auch, um etwas Bewegung und Wärme in die Glieder zu bekommen. Die Vorstadt herunter schwappte einer mit einer Tanse Wein und mit Gläsern in einem Kratten daher, der Löschmannschaft den Durst zu löschen. Du lieber Himmel; ein großer Kognak wäre den Mannen schon lieber gewesen, denn so hatten sie noch bei keiner Feuersbrunst gefroren. Wären sie auch nur mit einem kräftigen Strahl aus dem Hydranten hineingefahren, der Schloßbrand hätte ein rasches und vorzeitiges Ende gefunden. Aber es war wie eine stille Übereinkunft: das alte Kastell mußte zu Boden.

Endlich hatte sich das Feuer bis zum Wohnhausteil durchgefressen. Aber dort war der lange und leere Quergang, der wie ein Graben

wirkte. Doch der Töni-Robert war ein Meister in seinem Fach; mit seinem Haken pirschte er sich ganz nahe heran, um dem Feuer Nahrung zu geben, während ihm der Wendrohrführer etwas Kühlung verschaffen mußte. Der aber stellte es höchst ungeschickt an, traf mit einem Wasserstrahl ins Feuer, um das es beinahe geschehen wäre. «Du dumme Hagel! Chascht nüd besser luege!», schimpfte der Töni-Robert und zog mit seinem Haken einiges Brennbares auf die rauchende Glut, sie von neuem anzufachen.

Nunmehr ging es rascher vorwärts. Die Stuben und die Kammern darüber waren trocken, eng und getäfelt; das Feuer fand Nahrung und langte bald beim Hausteil des Locher Agathli an. So ist aus dem alten Schloß doch noch eine ordentliche Feuersbrunst geworden, und als der Tag anbrach, die vorweihnachtliche Wintersonne silberweiß durch den Nebel lugte, war das alte Schloß nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Inzwischen hatte sich auch der Wein in der Tanse — näher ans Feuer gestellt — etwas erwärmt, und die Feuerwehrleute konnten zum Abschluß der «Brouscht» eins trinken, wie es damals Mode war.

Es gab dann allerdings noch ein Nachspiel. Die Dietikoner Feuerwehr wurde diesmal von der Kantonalen Brandassekuranz nicht belobigt, und die Dankesurkunde wurde beim Presidänt nicht an die Wand gehängt, denn der Inhalt sah einem Rüffel verteufelt ähnlich. Bald hieß es auch, das Schloß habe brennen müssen, weil es auf Neujahr aus der Brandversicherung ausgeschlossen worden wäre. Der Anstifter hatte sich mit seiner Tanse Wein verdächtig gemacht und wanderte für einige Jahre nach Regensdorf, während sich der gedungene Brandstifter eine Lungenentzündung zuzog und in der Folge vor dem höchsten Richterstuhl erscheinen mußte.

So hat eigentlich der Schloßbrand zu Dietikon einen Ausgang genommen, dessen Tragik ihm niemand wünschen mochte. Wäre damals der Heimatschutz so wie heute am Werk gewesen — wer weiß, vielleicht hätte er sich des Schlosses angenommen, um es als Zeuge und Baudenkmal einer vergangenen Zeit der Nachwelt zu erhalten und so unserer Gemeinde zu einer historischen Sehenswürdigkeit zu verhelfen, deren sie ja so wenige aufzuweisen hat. Es hat nicht sollen sein — und so bleibt der Nachwelt nur die Erinnerung an unser Schloß und an seinen unrühmlichen Untergang.

## Damit das Dorf zu lachen hatte

Erlebtes und Erlauschtes von Anno dazumal

Die Bewohner des Dorfes Dietikon, das eine Zeitlang eine Linde in seinem Wappen trug, seit einiger Zeit aber wieder zur Lilie, zum Symbol der Unschuld, zurückkehrte, waren beileibe nicht immer Unschuldslämmer und Tugendbolde. Als sie noch unter sich waren, da kamen sie auch in engere Berührung miteinander. Jeder kannte des andern Schwächen, und wo es anging, da stand man sich gegenseitig bei. Wehe aber dem Sonderling, der nur auf seinen Vorteil bedacht war; einen Denkkettel hatte er bald weg und brauchte hinterher für den Spott nicht zu sorgen. Aber auch sonst waren die Alten, als sie noch jung waren, zu manchen tollen Streichen aufgelegt. Man mußte ihnen nur zuhören, wenn sie auftauten und ihre Erinnerungen auskramten, wobei heute freilich die Rede auf manch einen kommt, den längst der Rasen deckt... Derlei Stücklein wären allerdings heute kaum mehr angängig, es sei denn, man wollte eine Zitation vor den Kadi wegen grobem Unfug oder Schadenstiftung riskieren. Damals nahm man die Sache weniger schwerwiegend, machte gute Miene zum bösen Spiel und war höchstens darauf bedacht, mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Vielleicht war's, weil die Dorfbewohner damals noch ihren eigenen Wein pflanzten, an der Mühlehalde, im Chrottenbühl, in der Landsrüti, in der Gyrhalde oder auch in der Rüterren — der übrigens gar nicht so schlecht war, wenn man ihm mit etwas Zuckerwasserzusatz die Säure nahm. Jedenfalls gings damals in der «Suserzit» hoch her, und es ist nicht zu leugnen, daß der Saure, der in der Heimat rann, das Blut leichter durch die Adern fließen ließ. Und das mag mit die Ursache zu allerlei tollen Streichen gewesen sein, die verschwanden, wie auch die Reben an den Halden gegen den Berg hinauf schon seit langem verschwunden sind.

Lediglich zum Ergötzen — und keinesfalls, um jemandem weh zu tun — seien hier einige Müsterchen nacherzählt oder aus der eigenen Erinnerung aufgeschrieben. Wenn Lachen schon gesund ist, so mag es in der heutigen Zeit doppelt zuträglich sein und mithelfen, über die Hast unserer Tage hinwegzukommen.

Der Rößli-Bott fuhr mit seinem Rößli noch lange nach Zürich und auch nach Baden, obwohl bereits das Dampfroß durch die Talschaft fauchte. Allerlei Aufträge führte er aus, und sein kleiner Schimmel hatte oft schwer zu ziehen. Dabei war der Hafer rar, weswegen einmal einige Nachtbuben auf den Einfall kamen, das Rößlein etwas näher ans Futter zu bringen. Bretter und Böcke wurden herbeigetragen und in der Tenne eine Rampe bis zum Heustall errichtet. Mit Zerren an der Halfter und mit Stoßen am Hintern wurde der Gaul auf die Bühne bugsirt und an ein «Träm» neben den Heustock gebunden. Und richtig! Am Morgen fand der Bott sein Rößli rund und voll wie ein trächtiger Mützer auf dem Heuboden. Die Bretter und Böcke waren aber alle

fein säuberlich davongetragen. Der Bott mochte sehen, wie er den Gaul wieder hinunterbrachte.

Daß der Hase-Rees etwas knauserig war, wußten alle, die ihn kannten. Einmal hatten ihm die Maurer den Stall auszubessern, und er gab ihnen schlechten Most zu trinken, so hangig, daß man ihn hätte um den Arm wickeln können, weswegen sie ihm bedeuteten, daß ihnen der Rüterewein lieber wäre. Aber der Rees hatte kein Musikgehör. Doch die Maurer kamen dahinter, wo er den Kellerschlüssel aufhängte, und jedesmal, wenn der Rees mit seinem Lisi aufs Feld ging, hatten die Maurer so viel Rüterewein zu trinken, daß sie darob ganz gemütlich wurden. Vielleicht war das der Grund, daß sich die Stallreparatur etwas in die Länge zog . . .

Einer von der Maurerzunft, der längst zur Großen Armee abberufen wurde, war vielfach zu Schabernack aufgelegt, und er fand dazu auch seine Kumpane. Eine Wirtin im Oberdorf hatte eine ganz nette Hamme im Rauch. Wie eine kleine Kirchenglocke hing sie in der Chämischöß über dem Kochherd. Am hellichten Tage ward sie durch die hintere Küchentüre heruntergeholt und eingewickelt, und mit den ehrlichsten Gesichtern der Welt betraten die Mannen durch die vordere Türe die Wirtsstube, wo die Frau Wirtin beim Lisme eingenickt war. Einen guten Tag wollten sie sich machen; die mitgemachte Hamme müsse geschlissen werden und dazu brauche es Wein aus der Mühlehalde. Eilfertig wurde das Gewünschte herbeigeschafft, dazu Messer, Gabeln und Teller und ein frisches Bauernbrot. Die Mannen hieben ein wie Drescher, wußten die saftige Hamme nicht genug zu rühmen, und auch die Wirtin stimmte zu, als sie davon zum Versuchen bekam. Erst später wurde sie gewahr, daß ihr schönes Hämmeli nicht mehr in der Chämischöß hing, und dann ging ihr erst ein Licht auf.

Vor einigen Jahrzehnten hatte der Widmer Melcher die Beriker Kirche zu renovieren, und er schickte seine Arbeiter hinauf, denen es dann an einem Montag auf dem Gerüst zu heiß wurde. Der Gedanke an einen Blauen stieg auf und wurde in die Tat umgesetzt. Im «Sternen» in Rudolfstetten wollten die Durstigen Einkehr halten — aber das Geld im Beutel war rar. Der Chuster-Gusti wußte Rat: Der Frau Wirtin einen schönen Gruß vom Beriker Pfarrer und sie möchte ihnen drei Liter Wein und jedem eine Portion Hammeschnitz aufstellen; der Herr Pfarrer wolle bezahlen, wenn er zur Christenlehre herunter komme. Wenn der Gruß von Hochwürden kommt, mußte es wohl stimmen, und die Wirtin trug auf. Als der Pfarrer nach der Christenlehre zum Zabig kam, wurde er an die Zeche erinnert, machte große Augen, war aber nach einigen Erläuterungen bald im Bild. Anderntags kletterte er zu den Sündern aufs Gerüst und hielt ihnen eine Strafpredigt mit Zitaten aus dem Alten und Neuen Testament. Der Gusti aber lacht heute noch wie ein Spitzbube, wenn er den gelungen Streich erzählt.

Mancher Bauer fand am Morgen seinen Wagen im Stall, schwer mit Mist beladen. Das ging noch an. Verwegen aber wars, wenn der Wagen am Morgen oben auf der Dachfirst stand, vorn an der Deichsel einen Sack als Fahne angehängt. Was sich liebt, das neckt sich, und Rache

für verschmähte Liebe tut besonders wohl. Das mußten manchmal auch die Dorfschönen erfahren. In die durchgehenden Küchen der alten Häuser war durch die Tenne leicht einzudringen, sofern die obere Haustüre geschlossen war. Und so konnte es kommen, daß eines Morgens das ganze Küchengeschirr draußen auf dem Birnbaum hing; Kupfergelden, Chessi, Gätzi, Schaumkellen, die Kafimüllli, und was sonst noch aufzutreiben war, wie Christbaumschmuck an den Ästen glitzerte. Und zuoberst baumelte hoch am Birnbaum ein Lumpenbabi.

Der bereits erwähnte Jünger von Kelle und Senkblei traf einst auf der Fahrt nach Zürich seinen Freund Lienberger von Spreitenbach, der in einem Sack eine Kupferpfanne zum Verzinnen tragen wollte. Es war heiß, und der Lienberger hatte auf der Straße von Spreitenbach her staubige Schuhe und Hosenstöße erhalten. Dem Dicken stach in seinem feisten Gesicht der Schalk. Er ließ auf dem Zürcher Bahnhofplatz seinen Freund laufen und pirschte sich an einen Polizisten heran, ihm zu bedeuten, daß mit dem Mann, der dort über den Platz hinke, etwas nicht ganz in Ordnung sei. Der Polizist witterte rasch einen guten Fang, und alle Beteuerungen halfen nichts; der Mann mußte mit auf den Posten und triumphierend wurde die vermeintlich gestohlene, rußige Kupferpfanne aus dem Sack gezogen. Den Hineingeleiteten ließ man schließlich wieder laufen; als er aber beim Bumbacher in der «Krone» noch Einkehr hielt, bevor er den Weg nach Spreitenbach unter die Füße nahm, da waren alle schon von seinem Mißgeschick unterrichtet — und das Hänseln wollte kein Ende nehmen.

An derben Aprilscherzen wurde auch viel geleistet. Davon sei nur einer aufgewärmt. Der 1. April 1906 fiel auf einen Sonntag, und am Samstag zuvor erschien im Lokalblatt eine Einsendung des Inhalts, daß am Sonntagmorgen die Zürcher Wasserratten über das Wuhr hinunterfahren werden, was ein interessantes Schauspiel gebe. Und wirklich pflanzten sich etwa zweihundert Personen auf der Limmatbrücke auf, und unsere Pontoniere kreuzten bei Kohlers Putzfädenwäscherei, um die Zürcher zu warnen und sie durch den Kanal zu schleusen, denn über das breite Wuhr hinunter tropfte kaum eine Gelte Wasser. Nicht ring kam der Verleger der Zeitung weg, der pflichtschuldigst daherkam, um über die Sensation einen Bericht zu verfassen. Notizblock und gezücktes Bleistift verschwanden rasch, und der eifrige Reporter verzog sich seitwärts in die Büsche, um das Geschimpfe der Genarrten nicht länger über sich ergehen lassen zu müssen. Aber er konnte ja nichts dafür, denn er selber war mit das Opfer eines Aprilscherzes geworden, über den dann noch lange gelacht wurde.

Viele Lumpereien haben sich die Alten geleistet. Manche davon hat sogar der Hylarius Schartenmeier im «Joggeli» besungen, oder sie sind auch als Kalenderstücklein in die Geschichte eingegangen. Die aufgezeichneten Münsterchen geben eine Kostprobe davon und mögen auch als kleiner kulturhistorischer Beitrag dienen, daneben aber auf die Erheiterung des Gemüts einwirken und die Lachmuskeln reizen, was als Lebenselixier wirksamer sein soll als Wunderbalsam.

## Das Dietikoner Eisenbahnunglück vom 17. August 1915

Es war während des ersten Weltkrieges. Der Eisenbahnverkehr wickelte sich wieder normal ab, nachdem zu Beginn der Feindseligkeiten ein sehr beschränkter Kriegsfahrplan in Kraft gesetzt worden war. — Die Station Dietikon befand sich damals noch im alten Zustande; für den Verkehr durchaus ungenügend, zumal zu jener Zeit schon mehrere sogenannte Tramzüge nur zwischen Zürich und Dietikon verkehrten, auf der letzteren Station also gewisse Manöver ausgeführt werden mußten, die die Geleise belegten und für die die Zeit oft knapp bemessen war.

Ein solcher Tramzug mit der Nr. 3837 fuhr damals nach 17.00 Uhr in Zürich ab und kam nach 17.30 Uhr in Dietikon an, wo er auf dem Einfahrtsgeleise Zürich—Baden stehen blieb, während die Lokomotive über die Weiche fuhr, um in Richtung Zürich an den Zug gestellt zu werden. 18.06 Uhr war Abfahrtszeit mit Ablenkung auf das Geleise Baden—Zürich, während etwa um 18.07 Uhr der Schnellzug Nr. 122, Zürich—Baden—Brugg und weiter, auf dem Abfahrtsgeleise des Tramzuges die Station zu passieren hatte. Hierin liegt eines der Kriterien für das Verhängnis, das am 17. A u g u s t 1915, an einem Dienstag, Tod und Verderben verbreitete. Hinzu kam das weitere unglückliche Moment, daß der Stationsgehilfe Steiner, übrigens ein äußerst seriöser und gewissenhafter Beamter, dem Schnellzug das Einfahrtssignal öffnen konnte, während die Weiche für den Tramzug noch auf Ablenkung stand. Das war ein Mangel der Stellwerkanlage, der im nachherigen Verantwortlichkeitsprozeß den zur Rechenschaft gezogenen Abfertigungsbeamten vor schwerer Strafe rettete. Wäre alles genau nach Fahrplan gegangen, dann hätte trotz aller Fehler und Mängel nichts passieren können. Fuhr aber der Tramzug nur eine Viertelsminute zu spät ab, dazu nur langsam über die Weiche, und kam der Schnellzug nur eine halbe Minute zu früh dahergebraust, dann war der Zusammenstoß unvermeidlich, zumal die Sicht in der Kurve oberhalb der Station beengt und ein rechtzeitiges Abbremsen unmöglich war.

Ich wollte auf diese heiklen Zusammenhänge hinweisen, um die Ursachen des Unglücks zu erklären, das ein so furchtbares Ausmaß angenommen hat. Die Lokomotive des Tramzuges war noch kaum über die Weiche gefahren, als in der Kurve die Lokomotive 736 des Schnellzuges auftauchte und mit siebzig Kilometern Geschwindigkeit gegen den Tramzug fuhr. Wohl ließ deren Führer die Schnellbremse spielen, die Bremsklötze an den Rädern kreischten und sprühten Funken, die Abdampfventile zischten — es half nichts, die Bremsstrecke war zu kurz. Mit fürchterlichem Krachen fuhr der Schnellzug dem Tramzug in die Flanke. Dessen seitwärts erfaßte Maschine, ein sogenannter Habersack, wurde überstellt und lag, die Räder obenauf, das Kamin in den Boden gegraben, auf dem limmatseitigen Stumpengeleise, rauchend, dampfend, zischend, ein elender Trümmerhaufen. Der erste Wagen

des Tramzuges, der als Schutzwagen geschlossen war, wurde quer gegen das Aborthäuschen gestellt, mit seinem hintern Teil aber von der Schnellzugmaschine in den zweiten Personenwagen geschoben, in dem sich auch die Maschine selbst verkeilte. Ein Chaos, wie es kaum zu beschreiben ist.

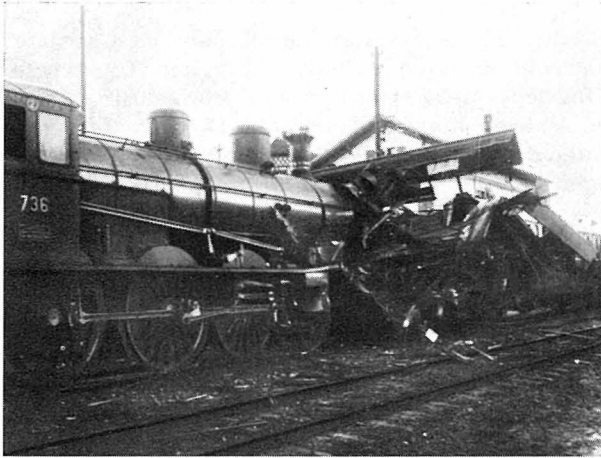
Der Schreiber dieser Erinnerung war mit dem Tramzug von Zürich nach Hause gefahren und saß gerade beim Nachtessen, als ein furchtbares Krachen, Dröhnen und Zischen ausströmenden Dampfes die Umgebung der Station alarmierte. Und als er an die Unglücksstätte geeilt war, da wunderte er sich ob der Menge Volk, die bereits zusammengeströmt war und konsterniert die unfaßbare Bescherung anstarrte. Und er sieht heute noch den Stationsgehilfen Steiner wie gebannt neben der Türe zum Stationsbüro stehen, mit übereinandergelegten Händen sinnend, wie denn das nur alles so habe kommen können.

Das Rettungswerk setzte sofort ein, und der hiesige Samariterverein hat sich dabei vorzüglich bewährt. Der Zweitklaß-Wartsaal wurde zum Operationssaal für die Schwerverwundeten, in dem die drei ortsansässigen Ärzte alle Hände voll zu tun hatten. Im Drittklaß-Wartsaal wurden die leichter Verletzten auf Stroh und aus der Nachbarschaft geholte Bettstücke gelagert und von den Samariterinnen mit Not- und Transportverbänden versehen. Die Samariter aber, deren Anordnungen sich weitere Hilfsbereite unterstellten, besorgten den Bergungsdienst, während Feuerwehroleute den Platz absperren und den Ordnungsdienst versahen, dieweil der Schreiner Baumann in aller Eile Särge zimmerte, darein die Toten gebettet werden konnten.

Als ob des Unheils nicht schon genug gewesen wäre, ging während den Bergungsarbeiten noch ein schweres Gewitter mit Blitz, Donner und Hagel nieder. Aber die wackeren Samariter ließen sich dadurch nicht abhalten. In den zertrümmerten Wagen schrien, stöhnten und wimmerten die Opfer des Unglücks herzerzerrend. Manche waren von den Trümmern eingeklemmt und Splitter der Bänke waren ihnen in den Leib gedrungen. Fieberhaft wurde gearbeitet, aber es brauchte viel Umsicht und Mühe, die Unglücklichen zu befreien. Ein lebloser Körper lag unter einem Wagenrad; es mußte gehoben und verschoben werden, um ihn hervorzuziehen. Andere mußten aus der Lage, in der sie sich in den Wagen-Trümmern befanden, förmlich herausgesägt werden.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir das namenlose Unglück bis in alle Details schildern. Als seine Opfer waren mit den auf dem Platze oder im Spital verstorbenen Schwerverwundeten sieben Tote zu beklagen. Dazu kamen weit mehr Verwundete mit Knochenbrüchen, inneren Verletzungen und Fleischwunden, von Beulen und Schrammen gar nicht zu reden. Alle Toten oder Verletzten hatten sich im Tramzug befunden. Sein Lokomotivführer, Blumer, wurde getötet, während der Heizer sich im letzten Moment durch einen kühnen Sprung retten konnte. Führer und Heizer der Schnellzugslokomotive wurden durch die vom Tender stürzende Kohle beinahe begraben und mußten heraus-





*Eisenbahnunglück in Dietikon am 17. August 1915*



geschaufelt werden, kamen aber heil davon. Im Schnellzug flogen die Gepäckstücke nur so durcheinander, sogar im Bogen von einem Gepäckträger zum andern, und die Reisenden machten unliebsame Bekanntschaft miteinander. Der Schreiber dieser Zeilen, der sich aktiv als Samariter betätigte, erinnert sich, wie ihn zuletzt noch ein Herr bat, ihm eine hufeisenförmige, scharfe Schnittwunde an der Stirn zu verkleben, damit die Blutung aufhöre. Erklärend fügte er bei, er und sein Vis-à-vis hätten die Köpfe zusammengestoßen und jener habe fatalerweise einen Zwicker getragen...

Die verunglückten Passagiere waren zum größten Teil Arbeiter und Angestellte, die nach Hause fahren oder im Gaswerk Schlieren zur Nachtschicht antreten wollten. Unter den Toten befanden sich Heinrich Ungricht, Maler, von Dietikon, Bürolehrling Beerli in Dietikon, ferner Andreas Koller, wohnhaft in Berikon. Zu den Schwerverletzten zählten der Sohn Scheller, in Firma Scheller & Cie., Ernst Bräm von Schlieren und der Kondukteur Schibler des Tramzuges, um nur diese mit Namen zu nennen. Zur Ehre der Dietikoner Ärzte und Samariter sei gesagt, daß die Bergungsarbeiten bereits vollendet und den Verletzten die Notverbände angelegt waren, als etwa um 19.00 Uhr der Hilfszug aus Zürich eintraf. In Bahnwagen und mittels Sanitätsauto wurden die Verletzten in den Spital nach Zürich überführt. Dabei blieb ein Zürcher Sanitäts-Elektromobil wegen dem Unwetter am Schönwerdhofer stecken und mußte abgeschleppt werden.

Sofort wurden die Räumungsarbeiten aufgenommen und die ganze Nacht über fortgesetzt, so daß in der Morgenfrühe des 18. August bereits ein Geleise frei war, während von 7.00 Uhr an der Zugverkehr wieder doppelspurig durchgeführt werden konnte. Inzwischen wurden die Züge zwischen Wettingen und Zürich über Otelfingen—Seebach—Oerlikon und umgekehrt geleitet. Aber es dauerte noch längere Zeit, bis alle Trümmer und Spuren des Unglücks beseitigt waren. Selbst die ganze Schnellzugskomposition mußte in die Werkstätte zur Revision, bevor sie wieder in Betrieb gestellt werden durfte.

Wer damals mit dabei war, der kann die tiefen Eindrücke von der schrecklichen Begebenheit nicht vergessen. Sie bleiben ihm zeitlebens in der Erinnerung haften. Doch kein Unglück ist so groß, daß nicht doch auch ein Nutzen dabei wäre. Hier hatte es zur Folge, daß sich die Bundesbahnen intensiver mit der Verbesserung der Stations- und Stellwerkanlage beschäftigten und sie seither auch zur Durchführung brachten, wie in den letzten Dezennien überhaupt gewaltige Verbesserungen und Erneuerungen der Anlagen und namentlich jener Einrichtungen, die der Betriebssicherheit dienen, vorgenommen wurden. Und wenn wir hier die Erinnerung an den Schreckenstag vom 17. August 1915 aufleben lassen, so dürfen wir uns zugleich der Hoffnung hingeben, daß sich Ähnliches nicht wiederholen möge.

## Vom sozialen Dietikon

Wir wollen uns nicht brüsten und wir wollen auch nicht aufgeblasen tun. Aber wenn wir um Jahrzehnte zurückblicken, so dürfen wir doch feststellen, daß in dieser Zeit einiges gegangen ist, das sich sehen lassen darf und der Erwähnung wert ist. Manche unserer Fürsorge- und sozialen Einrichtungen werden heute als selbstverständlich betrachtet und ebenso selbstverständlich hingenommen — insbesondere von Leuten, die nicht wissen und nicht wissen können, wie es früher war und wie mancher Anläufe es bedurfte, um wieder einen Schritt vorwärts tun zu können, einen kleinen sozialen Fortschritt in die Tat umzusetzen.

Bedürftige und Hilflose hat es in unserer Gemeinde schon immer gegeben. Als sie noch klein war, vor siebzig Jahren kaum 1700 Einwohner zählte, war die Zahl der Armen verhältnismäßig vielleicht größer als heute. In den wenigen industriellen Betrieben, die die Gemeinde aufzuweisen hatte, in der Weberei drunten, in der Rotfarb und droben in der Sidewindi, wurden bedenklich kleine Löhne bezahlt. Die Weberinnen, Winderinnen und Spulerinnen und auch die Rotfärbler von Anno dazumal wußten davon ein Liedlein zu singen. Einer von den letzteren hat mir oft erzählt, wie er als junger Bursche für fünf Batzen, für 50 Rappen, im Tag schwere nasse Stoffballen in den Hänkirturm hinauftragen, während vierzehn Stunden hundertmal die Stiegen hinauf und hinunter traben mußte, vom Aufseher noch mit Püffen angetrieben, wenn es ihm nicht schnell genug ging. Und in der Weberei brachten es durchschnittliche Arbeiterinnen auf 15, 18, gelegentlich auch auf 21 Franken in vierzehn Tagen. Gewiß waren damals die Lebenskosten billiger als heute. Doch reichten die Löhne gewöhnlich nur zu «Kafi und Möcke», wenn es gut ging am Sonntag zu einem Stückchen Fleisch.

Gingen mehrere Familienglieder in die Fabrik, dann kam schließlich am Zahntag noch einiges Geld zusammen. Ganz schlimm war es aber dort bestellt, wo ein Schärlein kleine Kinder nur einen einzigen Ernährer hatte. Da konnte es vorkommen, daß einer Witwe am Ende des Monats der Hauszins abgezogen wurde und sie mit dem Rest von ein paar Franken im Zahntagssäckli fragen mußte, wie sie davon nun während vierzehn Tagen vier oder fünf hungrige Mäuler stopfen sollte. Und kam einer aufs Kontor, um zu jammern, daß es kaum mehr zu Rösti reiche, dann gab man ihm den guten Rat, Mais zu kaufen, weil das billiger sei.

Vielfach waren die Fabriklerkinder tagsüber völlig sich selbst überlassen, weil Vater und Mutter dem Verdienst nachgehen mußten und die größern Kinder, sobald es das Fabrikgesetz zuließ, auch an die Spulmaschinen gestellt wurden, um mitzuverdienen. Es kam vor, daß Mütter ihre Kleinkinder mit in die Fabrik nahmen und sie an der Stud, hinter dem Webstuhl, auf Baumwollabfälle betteten. Größere Kinder trieben sich auf dem Fabrikareal herum oder wärmten sich im Winter

in der Andreherei oder im Heizihus, wo der Heizer noch sein Zabigbrot mit ihnen teilte. Wie segensreich hätten da Kinderkrippen und Jugendhorte wirken können und wieviel unbesorgter hätten die Eltern dem Broterwerb nachgehen dürfen.

Es ist begreiflich, daß es der reformierten und der katholischen Armenpflege, die bis in die neuere Zeit hinein getrennt geführt wurden, an Fürsorgefällen nicht mangelte. Eine bescheidene philanthropische Tätigkeit übte daneben der H ü l f s v e r e i n aus, der jeweilen auf Weihnachten die bedürftigsten Schulkinder mit Schuhen und Strümpfen beschenkte. Waren es auch nur wenige, die solchen Glückes teilhaftig wurden, so haben sich die Lehrer doch gewissenhaft bemüht, die wirklich Ärmsten ausfindig zu machen, um ihnen die Hilfe zukommen zu lassen, die freilich manch andere auch noch nötig gehabt hätten. Aber dazu reichte eben der Kredit nicht aus.

In den letzten fünf Jahren des vorigen Jahrhunderts setzte bekanntlich eine mächtige Entwicklung unserer Gemeinde ein, die die Einwohnerzahl bis zum Jahre 1910 auf 4500 anschwellen ließ. Und damit machte auch die wirtschaftliche Struktur des bisherigen Bauern- und Textilarbeiterdorfes eine starke Wandlung durch, und neue Ideen bezüglich der Aufgaben eines Gemeinwesens machten sich geltend und begannen sich durchzusetzen, wenn sie auch stark gegen die Widerstände der zünftigen Bürger anzukämpfen hatten. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie sie an Gemeindeversammlungen gegenüber sozialen Neuerungen auftraten und meinten, man solle mit solchen Sachen einmal aufhören, während die Befürworter der Meinung waren, man solle mit ihnen endlich einen Anfang machen.

Dieser Anfang ist schließlich gemacht worden, und manche soziale Einrichtung hat sich seither erfreulich weiterentwickelt. Kürzlich habe ich wieder im Geschäftsbericht der Gemeinde geblättert und dabei Entdeckungen gemacht, die einen, der damals zu den Verfechtern sozialer Postulate gehörte, höchlich befriedigen müssen. Es ist freilich nicht alles auf direktem Wege geschaffen worden. Das eine und das andere verdanken wir der Tätigkeit des inzwischen ins Leben gerufenen F r a u e n v e r e i n s, dessen Verdienste nicht geschmälert werden sollen, wenn er auch viel leichter hatte, nachdem einmal das Interesse und Verständnis in der Gemeinde geweckt war. Die H a u p t s a c h e ist, daß die sozialen Fürsorge-Einrichtungen geschaffen wurden und daß sie in der Folge die Unterstützung und Förderung durch die G e m e i n d e gefunden haben.

Es soll hier nicht von der Entlohnung des Gemeindepersonals, des Gemeindeschreibers, des Weibels und Nachtwächters, der Straßenwärter und all der andern, die Rede sein, die auf Anregung von außen auf den Verhältnissen entsprechende Ansätze gebracht wurde, wozu dann noch eine gewisse Vorsorge für das Alter gekommen ist; es soll das nur angedeutet werden, weil anständige Lohn- und Anstellungsbedingungen für ihre Angestellten auch zu den sozialen Aufgaben einer Gemeinde gehören, als gutes Beispiel für die Privatwirtschaft

Aber da stoße ich im Geschäftsbericht auch schon auf die Kostkinder-Kontrolle. Daß sie geschaffen wurde und zu funktionieren begann, ist sehr erfreulich, wiewohl es bei den Pflegemüttern anfänglich große Augen gab, als von Zeit zu Zeit eine Frau ins Haus kam, die Ordnung, die Wartung und die Lagerstätten der Kostkinder zu inspizieren und den Befund der Gesundheitsbehörde zu rapportieren. Manche bedenkliche Verhältnisse sind dadurch gebessert worden. Daß wir später auch zu einem Kindergarten kamen, der die Vorschulpflichtigen in seine Obhut nahm, ist ein Verdienst des Frauenvereins, nachdem die Schulbehörden trotz wiederholtem Stupfen anfängliche Zurückhaltung an den Tag gelegt hatten.

Und dann die sozialen Einrichtungen in der Schule selbst. Was brauchte es nur, bis die Abgabe von Znmilch an die Schüler in die Wege geleitet war, die sich dann so vorteilhaft auswirkte. Heute haben wir unsere Ferienkolonien, die Schulzahnpflege wurde eingeführt und außer der prächtigen Freibadanlage steht den Schülern seit dem Bau des neuen Schulhauses ein Schulbad zur Verfügung. Als die einen noch zum Lier und die andern zum Zubler in die Schule gingen, hätten sie sich derlei Herrlichkeiten in unserer Gemeinde nicht einmal im Traume einfallen lassen.

Mehr als zwanzig Jahre lang hat Lehrer Ulrich die im Jahre 1920 gegründete Berufsberatung betreut und manchem jungen Menschen den richtigen Weg ins Leben gewiesen; er hat ihn auch während der Lehrzeit nicht aus den Augen gelassen, hat ihm die Stipendien und bei Bedürftigkeit auf Weihnachten Schuhe vermittelt. Ein großes soziales Werk hat er gut behütet, das seine Nachfolger mit ebenso viel Umsicht fortsetzen werden zum Wohl der heranreifenden Jugend.

Der Bericht weist noch auf andere, von der Gemeinde unterstützte und finanzierte soziale und kulturelle Einrichtungen hin. Da ist die unentgeltliche Geburtshilfe und die Gemeindekrankenpflege, die Tuberkulose-Fürsorge und die Mütterberatungsstelle, ein Beitrag an den Samariterverein. Die Rechtsauskunft der Arbeiterunion des Limmattales findet ebenfalls Unterstützung, desgleichen die Volksbibliotheken und die Volkshochschule, der Musikverein und der Verkehrs- und Verschönerungsverein, dazu weitere, der Allgemeinheit dienenden Institutionen.

Fast wehmütig kann die Streichung des Beitrages an die Naturalverpflegung stimmen. Das erinnert alle, die selber einmal zur Gilde der Tappelbrüder gehört haben, an ein Stück leider vergangener Handwerksburschenromantik. Die lange Bank mit dem Tisch davor hinter der Wirtschaftstüre zur «Krone» ist verschwunden. Nicht mehr kommen die «Kunden» daher, mehr oder weniger im Bruch, sich an den Tisch zu setzen, auf dem bald eine mächtige Schüssel kräftiger Suppe dampfte, dazu für jeden einen Schollen Hanf und sonst noch einiges zum Picken in den Tellern. Nicht mehr legen

sie sich in die Herbergsbetten, die müden Glieder auszuruhen für den weiteren Tappel. Weit herum war unsere Naturalverpflegungsstelle als gut bekannt und mancher Handwerksbursche beeilte sich, um rechtzeitig dort zu landen.

Die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse haben da eine gründliche Änderung gebracht; das Wandern ist nicht mehr des Müllers Lust. Dafür haben wir die Arbeitslosenfürsorge mit allen ihren Einrichtungen und wir hatten die kriegswirtschaftlichen Maßnahmen mit Kriegsnothilfe, Obst- und Kartoffelaktion, die Dörranlage und Suppenaktion, dazu die Deplacements-Entschädigung für auswärts einsatzpflichtige Arbeiter — alles zeitbedingte soziale Einrichtungen, die glücklicherweise bald wieder aufgehoben werden konnten.

Indessen ist die soziale Fürsorge heute notwendiger denn je. Wir freuen uns, daß sich diese Einsicht auch in Dietikon Bahn gebrochen hat und immer mehr an Boden gewinnt, wie das auch die Altersbeihilfe zur Ergänzung der Alters- und Hinterlassenenversicherung beweist, geradeso wie das Bemühen der Gemeinde im Kampfe gegen die Wohnungsnot.

Es ist der Vorzug der Autonomie der Gemeinden, daß sie berechtigt sind, freiwillige, selbstgewählte Aufgaben aller Art, die die Ansprüche und Interessen der Gesamtheit der Einwohner beschlagen, zu übernehmen und zu lösen. Dazu gehört nicht zuletzt, einen Ausgleich zwischen den wirtschaftlich Starken und Schwachen zu schaffen, soziale Unterschiede nach Möglichkeit zu überbrücken. Und vielleicht geht einmal der Traum jener Idealisten in Erfüllung, die im Gemeindeverband gleichsam eine große, alle Einwohner umfassende Familie sehen, die bestrebt ist, allen ihren Gliedern die Güter materieller und geistiger Kultur zukommen zu lassen und so auch dem Hintersten und Letzten ein Plätzchen an der wärmenden Sonne zu verschaffen, zum Nutzen und zur Ehre unseres aufstrebenden Gemeinwesens, dessen Blühen und Gedeihen unser aller Wunsch ist.

Bisher erschienen:

1948. «Landeskunde vom Limmattal», von Dr. H. Suter.
1949. «Orts- und Flurnamen von Dietikon», von Karl Heid. (Vergriffen.)
1950. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»  
I. Teil: Post, Telegraph, Telephon und Zoll; von Karl Heid.
1951. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»  
II. Teil: Die Limmattal-Straßenbahn; von Karl Heid.
1952. «Der Übergang der Franzosen über die Limmat am 25. September  
1799»; von Robert Müller.
1953. «Glanzenberg.» Bericht über die Ausgrabung 1937 bis 1940;  
von Karl Heid.
1954. «Beiträge zur Dietikoner Dorfchronik. Erlebtes und Erlauschtes.  
Ein alter Dietikoner kramt seine Jugenderinnerungen aus»;  
von Jakob Grau.